

PAULINE TILLMANN

Frei arbeiten im Ausland



EINE ANLEITUNG ZUM JOURNALISTISCHEN ARBEITEN IM AUSLAND

Vorwort

Ich arbeite seit zwei Jahren als freie Auslandskorrespondentin in St. Petersburg. Die Idee dafür kam mir schon bedeutend länger. Als ich Studentin war, habe ich ein Auslandssemester in St. Petersburg verbracht – und mich in die Stadt und in die Menschen verliebt. Seitdem hatte ich den Traum, noch einmal länger ins Ausland zu gehen. Ich habe ihn wie einen Schatz bewahrt. Und: Mit unterschiedlichen Menschen darüber gesprochen, was möglich ist.

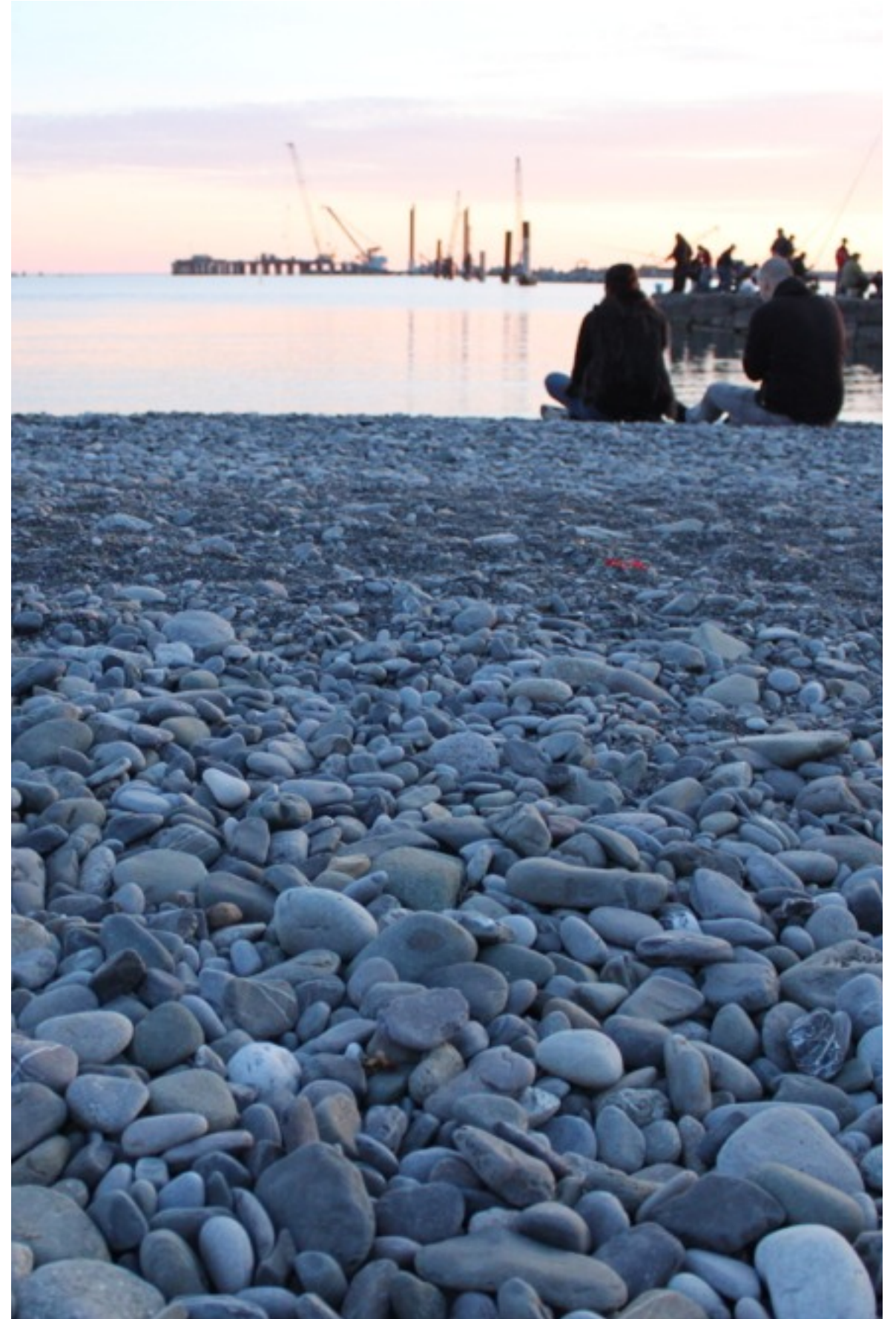
Jetzt, da ich den Sprung ins kalte Wasser gewagt habe, kommen immer wieder Kollegen auf mich zu und fragen mich, was mein Erfolgsgeheimnis ist. Was ich mache, dass ich gut davon leben kann, frei im Ausland zu arbeiten. Und genau das ist der Grund warum ich dieses Buch schreibe. Ich möchte diesen Kollegen Mut machen, es selber zu probieren, wenn sie die Vorstellung reizt.

Ich bin fest davon überzeugt, dass es in Zukunft eher mehr als weniger freie Auslandskorrespondenten geben wird. Denn die meisten Redaktionen müssen sparen und dämmen ihre Auslandsberichterstattung immer weiter ein. Trotzdem wird die Welt immer komplexer und gleichzeitig merken wir, das was in den USA passiert – Stichwort Bankenkrise – hat auch etwas mit mir persönlich zu tun.

Außerdem zeichnet unsere Demokratie aus, das ist jedenfalls meine Meinung, dass wir über den Tellerrand hinausschauen. Dass wir immer noch vergleichsweise viel Auslandsberichterstattung haben – in Zeitungen, Zeitschriften, auf Online-Seiten und im öffentlich-rechtlichen Programm. Für gute Hintergrundberichterstattung werden die Menschen auch in Zukunft bereit sein, Geld auszugeben. Und diesen Hintergrund liefern auch – und sogar ganz wesentlich – Auslandskorrespondenten. Egal ob fest oder frei.

Die Idee, ins Ausland zu gehen

Im Ausland zu arbeiten klingt erst einmal aufregend, spannend und vor allem sehr verlockend. Doch wie soll man es anstellen? Und womit soll man überhaupt anfangen? Eine kleine Hinführung.



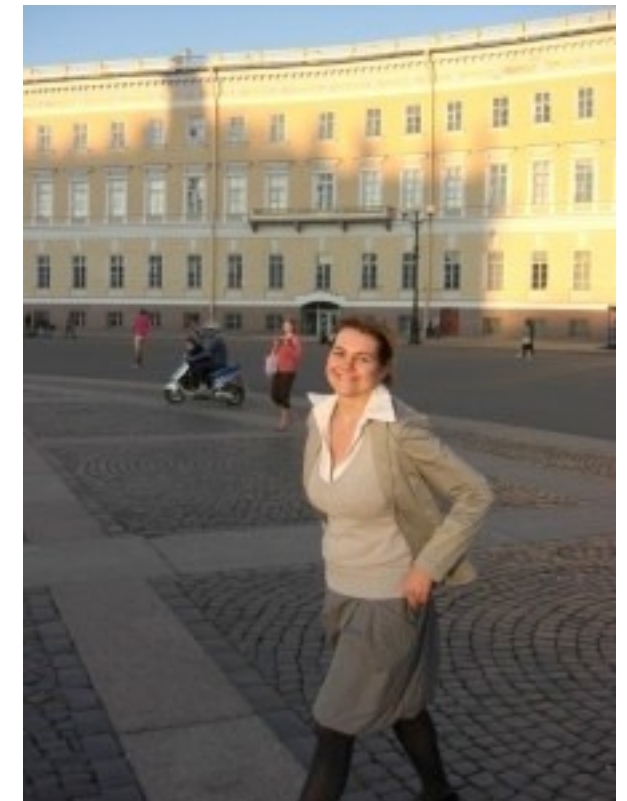
Die Idee

CHECKLISTE

1. Eine Region finden, für die man brennt.
2. Sprache lernen.
3. Erste Artikel schreiben.

Am Anfang war die Idee. Sie kam mir in den Kopf als ich 2004 ein Auslandssemester in St. Petersburg absolviert habe. Ich habe an der Journalistischen Fakultät der Staatlichen Universität studiert und hatte viel freie Zeit. Ich hatte vorher ein Urlaubssemester an meiner Heimatuni in Augsburg genommen – damals gab es noch Magister – und war in Russland vor allem damit beschäftigt, die Sprache zu lernen. In St. Petersburg gab es keine englischen Vorlesungen, so dass ich meine Zeit damit verbracht habe, Artikel auf Deutsch zu verfassen.

Während des Abiturs habe ich angefangen, für eine Lokalzeitung zu arbeiten. Ich wusste also, was ein Interview ist, ein Bericht oder eine Reportage. Das hat mir geholfen, als ich damals für die „St. Petersburgische Zeitung“ gearbeitet habe. Das war eine Monatszeitung auf Deutsch, die eine Auflage von 5.000 hatte und sich an Studenten, Expats und die deutsche Community gerichtet hat. Wir hatten kaum Anzeigen, deshalb war klar, dass sich die Zeitung nicht ewig halten können. Aber als ich Studentin war, habe ich bei dieser Zeitung ein Praktikum gemacht und dort Berichte und Reportagen veröffentlicht.



Ich war damals 21, deshalb war diese Zeit wohl auch so prägend. Wenn man das erste Mal länger von zu Hause weg ist, ist die ganze Welt eine riesengroße Wundertüte. Und das war es wohl auch, was mich damals so fasziniert hat: Russland war die größte Wundertüte, die ich mir damals vorstellen konnte. Jedes Mal, wenn ich mit einer Themenidee losmarschiert bin, kam ich mit drei weiteren zurück. Und daran hat sich bis heute im Übrigen nicht viel geändert.

Deshalb werde ich regelrecht wütend, wenn ich Chefredakteure sagen höre: „In Russland ist jetzt wieder Putin an der Macht und das bedeutet, es wird sich in den nächsten Jahren nichts weiter tun.“ **In Wirklichkeit verändert sich jede Gesellschaft, an jedem einzelnen Tag.** Und da die Gesellschaften in Osteuropa sich allesamt rasant schnell transformieren, ist die Veränderung überall spürbar. Auch, und vor allen Dingen, in Russland.

Und was gibt es Spannenderes als Zeuge dieser Veränderung zu sein? Wenn man bei epochalen Ereignissen das Glück hat, live berichten zu dürfen, dann prägt das ein Leben lang. Der Fall der Mauer war so ein Ereignis, oder auch 9/11. Aber: Es müssen nicht immer so einschneidende Erlebnisse sein. Ich persönlich finde es auch sehr beglückend, ein anderes Bild zu zeigen als das was das Klischee hergibt. Denn die Russen trinken *nicht* die ganze Zeit Wodka und spielen auf der Balalaika. Mich interessiert was hier wirklich passiert. Russland ist so wie eine Zwiebel, die ich seit zehn Jahren – so lange beschäftige ich mich mit diesem Land – häute. Immer wieder entdecke ich neue Facetten... und sehe immer mehr das große Ganze.

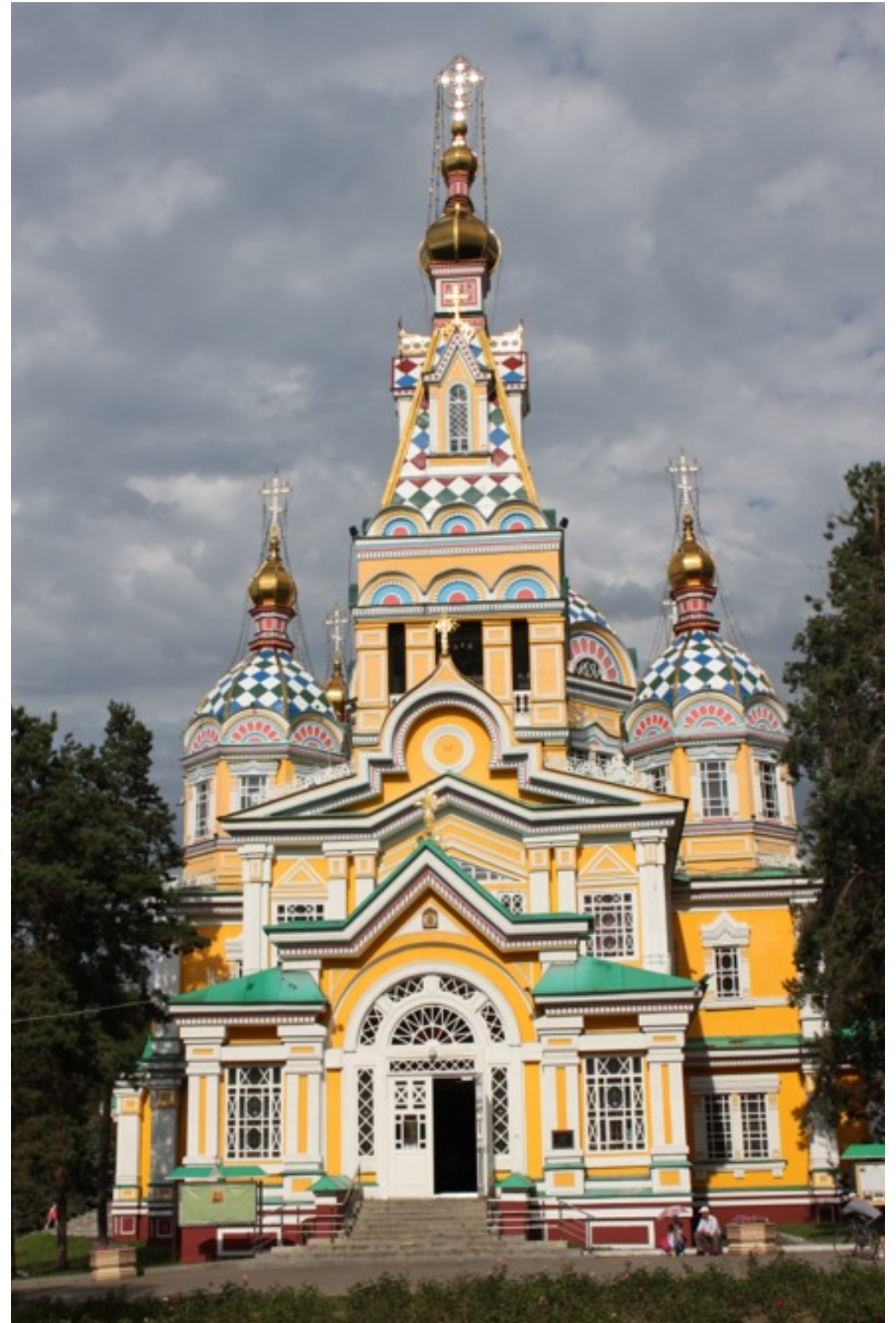
Vieles werde ich wohl nie begreifen, weil ich einfach anders sozialisiert bin. Dafür muss man gar nicht nach Russland gehen. Allein schon, wenn wir an unsere ostdeutschen Nachbarn denken, merken wir: Die Zeit vor dem Mauerfall hat die Menschen sehr geprägt. Und das wird auch noch einige Generationen anhalten, weil die Erziehung wesentlichen Anteil hat an dem, wie wir sind. Aber wichtig ist, finde ich, dass man damit seinen Frieden macht. Ich habe meinen Frieden damit gemacht, dass ich in Russland niemals alles verstehen werde. Viel entscheidender ist, dass ich mich darum bemühe, es zu verstehen. Dass ich Fragen stelle, dass ich neugierig bin und dass ich mich nicht mit einfachen Antworten zufrieden gebe.

Denn am Ende geht es nur um eine entscheidende Sache: **Dass man ein Land findet, für das man BRENNT.** Für das man eine Leidenschaft verspürt. Das einen wirklich packt – und nicht mehr los lässt. Nur dann ist man bereit, eine Sprache zu lernen. Nur dann ist man bereit, große Entbehrungen auf sich zu nehmen. Nur dann ist man bereit, sich durchzubeißen, wenn es schwer fällt. Denn dann weiß man, warum man das alles tut. Man tut es, weil man das Land oder die Region oder die Menschen liebt.

Das ist nicht bei jedem Land der Fall – aber wenn man ein Land gefunden hat, bei dem man diese besondere Verbindung spürt, ist das eine gute Voraussetzung dafür, sich dort als freier Korrespondent niederzulassen. Denn dann gehen einem die Themen nicht aus und dann übersteht man auch Durststrecken. Und Durststrecken gibt es immer mal wieder.

Die Vorbereitung

Eine gute Vorbereitung ist das A und O. Deshalb folgen jetzt ein paar persönliche Tipps, wie man sich am besten auf die Arbeit im Ausland vorbereitet.



Die Vorbereitung

CHECKLISTE

1. Fertig studieren.
2. Volontariat / Journalistenschule absolvieren.
3. In einer Redaktion in Deutschland arbeiten.
4. Parallel dazu erste Erfahrungen im Ausland sammeln (Rechercheisen, Praktika).
5. Langsam eigene Ausrüstung anschaffen.
6. Gedanken machen, für welche Medien man im Ausland arbeiten möchte.
7. Fortbildungen machen, wenn nötig und sinnvoll.

Ich habe lange nach einem Weg gesucht, noch einmal längere Zeit im Ausland zu verbringen, bevor ich eine Familie gründe. Mir war klar, die Zeit zwischen 28 und 33 Jahren wäre dafür perfekt. Ich habe Politikwissenschaften studiert, beim Bayerischen Rundfunk volontiert (Radio / TV) und danach zwei Jahre in der zentralen Politikredaktion in München (Hörfunk) gearbeitet. Das kann ich jedem nur empfehlen.

Ich habe zwischenzeitlich mit dem Gedanken gespielt, sofort nach dem Volontariat ins Ausland zu gehen – aber ich bin froh, dass ich es nicht getan habe. Wenn man in Deutschland Erfahrung in einer Redaktion gesammelt hat, ist das später Gold wert. Man weiß wie Redaktionen funktionieren (Abläufe, Konferenzen, Themenauswahl), wie einzelne Redakteure ticken und man lernt, die unterschiedlichen Formen zu beherrschen. In Hinblick auf Radio: Man bekommt Übung in Live-Gesprächen und Kurzbeiträgen. Und: Vielleicht hat man auch schon das eine oder andere längere Feature gemacht.

Sicherheit ist wichtig. Selbstbewusstsein auch. Man muss den Redaktionen gegenüber selbstbewusst auftreten, schließlich will man ihnen etwas verkaufen. Zum Beispiel: einen exklusiven Hintergrundbericht. Da muss ich mich 1.) gut im Land auskennen und 2.) mein Handwerk beherrschen. Nur dann ist professionelles Arbeiten möglich. Und das ist wiederum wichtig, um sich einen Namen zu machen und eine Handschrift zu entwickeln. **Grundsätzlich finde ich ganz entscheidend, dass man offen ist für Neues und Lust hat, zu experimentieren.**

Als ich nach St. Petersburg gekommen bin, habe ich auch noch nicht so viele Beiträge selber produziert, weil wir beim BR (immer noch) das Privileg haben, Techniker für die Endproduktion an die Seite gestellt zu bekommen. Ich habe zwar schon selber gedreht (TV), aber sehr viel geschnitten habe ich noch nicht. Von Audio-Slide-Shows hatte ich nur gehört.

Aber: Ich hatte Lust, mir das alles anzueignen. Am Anfang braucht man natürlich etwas Geduld. Gleichzeitig merkt man, dass es ein unglaublich befriedigendes Gefühl ist, die eigenen Fertigkeiten zu erweitern. Natürlich kann man nicht alles können – und schon gar nicht gleichzeitig – aber es ist gut, wenn man eine Idee von allem hat. Denn diese Fähigkeit wird in Zukunft immer wichtiger. Wenn Medienformen verschmelzen und alles immer crossmedialer wird, kommt es darauf an, zu erkennen, was man mit welcher Form (Text, Audio, Video, Bildergalerie, Infografik) am besten erzählen kann.

Wichtig bei der Vorbereitung ist also eine Idee zu haben, welche Medien man schwerpunktmäßig bedienen möchte und sich Stück für Stück die entsprechende **Ausrüstung** anzuschaffen. Bei mir war das eine digitale Spiegelreflexkamera (mit externem Mikrofoneingang), ein professionelles Schnittprogramm, ein Aufnahmegerät und ein gutes Mikrofon.

Spiegelreflexkamera: Canon EOS 550D

Schnittprogramm: DIGAS Multitrack-Editor

Aufnahmegerät: Maycom (alternativ: Zoom H4)

Mikrofon: Sennheiser MKE 600 + Ploppschutz



Am Anfang muss es nicht die beste Ausführung sein. Zum Beispiel kann man mit Audacity (Freeware) anfangen und sich dann im Laufe der Zeit ein besseres Schnittprogramm kaufen. Je nachdem, was der Geldbeutel hergibt. Für meine Radio-Ausrüstung (plus Kamera) habe ich etwa 3.000 Euro in die Hand genommen. Für eine eigene VJ-Ausrüstung müsste man wohl mit mindestens 5.000 Euro rechnen.

Apropos VJ. Mit VJ ist der **Videojournalist** gemeint, auf den beim Fernsehen immer wieder zurückgegriffen wird. Ich weiß noch welche Grabenkämpfe ausgefochten wurden als vor fünf Jahren beschlossen wurde, dass beim BR verstärkt VJs eingesetzt werden sollen. Viele öffentlich-rechtliche Anstalten bieten ihren Volontären eine VJ-Ausbildung an. Das heißt, man lernt schon als Volontär wie man mit einer Kamera umgeht. Doch um sendefähige Beiträge abliefern zu können, hilft nur: rausgehen und drehen. Übung macht den Meister oder wie ein Kollege einmal so treffend gesagt hat: „Wenn man jeden Tag einen VJ-Beitrag macht, ist das wie Auto fahren. Irgendwann macht man es im Schlaf – und man verlernt es auch nicht so schnell.“ Allerdings bekommt man diese Routine nicht, wenn man nur alle paar Monate mal etwas dreht.

Ich habe nach dem Volontariat zusätzlich einen vierwöchigen VJ-Kurs gemacht, um meine Fähigkeiten in dem Bereich weiter zu vertiefen. Ich wusste noch nicht, ob ich auch als VJ aus St. Petersburg berichten werde. Aber was ich in dem Zusammenhang auf jeden Fall empfehlen kann, sind: **Fortbildungen**. Versucht so viele Kurse und Weiterbildungsangebote mitzunehmen, wie euch sinnvoll erscheinen.

Ich habe den Kurs „**Foreign Correspondent Training**“ von Transitions Online (TOL) in Prag besucht und der hat mir gezeigt: Es gibt nicht nur feste sondern auch freie Korrespondenten! Interessant! Bis zu dem Zeitpunkt habe ich kaum freie Korrespondenten kennen gelernt und wusste gar nicht, dass das auch eine ernstzunehmende Möglichkeit wäre, noch einmal länger ins Ausland zu gehen.

Den Kurs habe ich als Investition gesehen, denn mit gut 1.000 Euro ist er nicht gerade billig

(<http://www.tol.org/client/training/course/23749-foreign-correspondent-training-course-january-2014.html>).

Aber: Ich habe ein Hörfunk-Feature aus Prag mitgebracht und konnte es so zumindest zum Teil gegen finanzieren. Außerdem bin ich total inspiriert zurückgekehrt. Denn ich habe Menschen getroffen, die mir Mut gemacht haben.

In den Redaktionen trifft man ja meistens Bedenkenträger... deshalb fand ich diese Woche in Prag sehr bereichernd.



Ein weiterer Kurs, den ich empfehlen kann, ist der Lehrgang **„Schutz und Verhalten in Krisenregionen“ für Journalisten**, der von der Bundeswehr in Hammelburg angeboten wird. Organisator ist das Bundesverteidigungsministerium und die Berufsgenossenschaft Druck und Papierverarbeitung. Das heißt, wenn das Medium, für das man arbeitet, Mitglied in dieser Berufsgenossenschaft ist, fällt keine Gebühr an. Falls nicht, beträgt die Gebühr in etwa 350 Euro.

Das Seminar wird zwei Mal im Jahr angeboten (Januar / Juli) und dauert von Sonntagabend bis Freitagmorgen. Es ist geeignet für Journalisten, die in gefährlichen Regionen unterwegs sind (auf Recherche oder als Korrespondenten). Das beinhaltet Afghanistan genauso wie Israel, aber auch afrikanische Länder wie den Sudan.

Die Lehreinheiten wechseln sich zwischen Theorie und Praxis ab. Im Wesentlichen bekommt man einen Einblick in: Minenkunde, Verhalten bei Beschuss, Erste Hilfe bei akuten Verletzungen und Verhalten bei Kontrollen an so genannten Checkpoints. Anhand von fiktiven Aufträgen in „Rhönland“ (Interviewtermine, Pressekonferenzen) versucht man, die reale Situation eines Journalisten vor Ort zu simulieren. Außerdem bekommt man Gelegenheit, sich mit Angehörigen der Bundeswehr über die Struktur der Bundeswehr, die Situation in Afghanistan und vieles mehr auszutauschen.

Der „Höhepunkt“ des Seminars ist eine mehrstündige Geiselnahme, bei der auch ein Psychologe anwesend ist, um diese Grenzerfahrung besser zu verarbeiten.

Ich finde, es ist sinnvoll dieses Seminar zu machen, wenn absehbar ist, dass man in solche Grenzsituationen kommen kann – dass man also beispielsweise beschossen oder entführt werden könnte. Durch die Übungen werden Reflexe und Verhaltensweisen ausgebaut, die ein „richtiges Handeln“ in schwierigen Situationen begünstigen können.

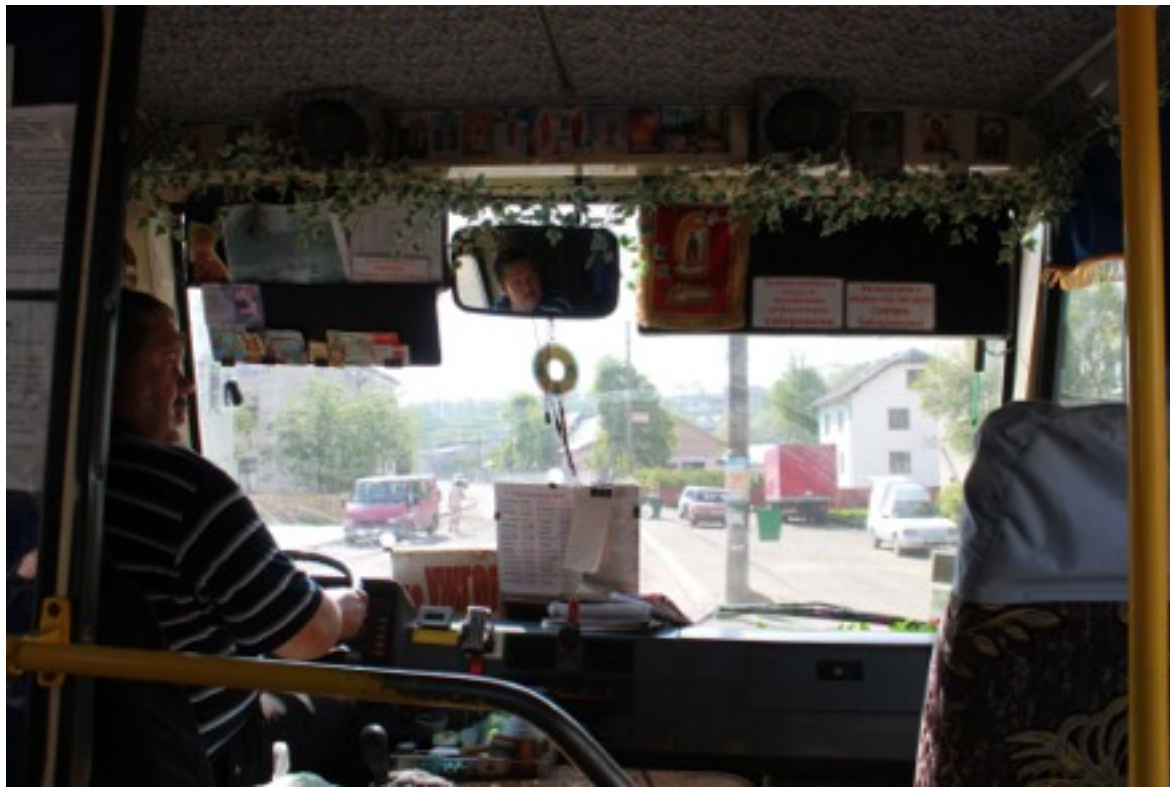
Bei der ARD ist so ein Kurs im Übrigen seit einigen Jahren Pflicht. Wenn man also zum Beispiel als „Fallschirmreporter“ in ein Erdbebengebiet fliegen soll, muss man vorher vorweisen können, diesen Kurs gemacht zu haben.

Warum *ich* an so einem Seminar teilgenommen habe? Weil ich mir immer ein zweites Berichtsgebiet – neben Russland – aufbauen wollte und zwischenzeitlich überlegt habe, verstärkt aus Zentralasien zu berichten. Und da Usbekistan bekanntlich nicht allzu weit weg ist von Afghanistan, dachte ich, es sei klug zu wissen, wie man sich als Geisel im Idealfall zu verhalten hat.

Zum Glück bin ich bislang noch nicht in so eine Situation gekommen, aber ich fand den Lehrgang trotzdem sehr bereichernd, weil ich tatsächlich eigene Grenzen ausgelotet und sehr viel über die Bundeswehr an sich gelernt habe.

Für die Anmeldung und für weitere Informationen kann man der Berufsgenossenschaft Druck und Papier mailen (Referat für Aus- und Weiterbildung): aw@bgdp.de

Stichwort Recherchereisen



Ich bin oft und gerne auf Recherchereise. Über die Reisekosten wird im Kapitel „Die Arbeit mit Redaktionen“ noch ausführlicher die Rede sein. Meiner Meinung nach kann man bei solchen Recherchereisen eine Menge lernen. Deshalb sollte man, wenn man ein Faible fürs Ausland hat, aktiv nach Möglichkeiten suchen, ins Ausland zu gehen.

Meine erste Recherchereise habe ich mit 22 Jahren gemacht – nach Prag – auf Kosten des tschechischen Tourismusministeriums. Meiner Erfahrung nach sollte man sich, bevor man so eine Reise mitmacht, genau fragen: Wer ist der Organisator? Welche Interessen verfolgt er? Gibt es eine Verpflichtung, im Anschluss (positiv) darüber zu berichten?

Ich plädiere immer dafür: Wenn man sich auf Kosten eines Ministeriums oder einer Tourismusagentur hat einladen lassen, das mit zwei Sätzen unter dem Artikel kenntlich zu machen. Manche Redaktionen haben die Vorgabe, dass sie sich gar nicht einladen lassen und alles selber bezahlen, um ihre Unabhängigkeit zu bewahren. Das ist natürlich die beste Variante – aber aufgrund von Sparzwängen nicht immer möglich.

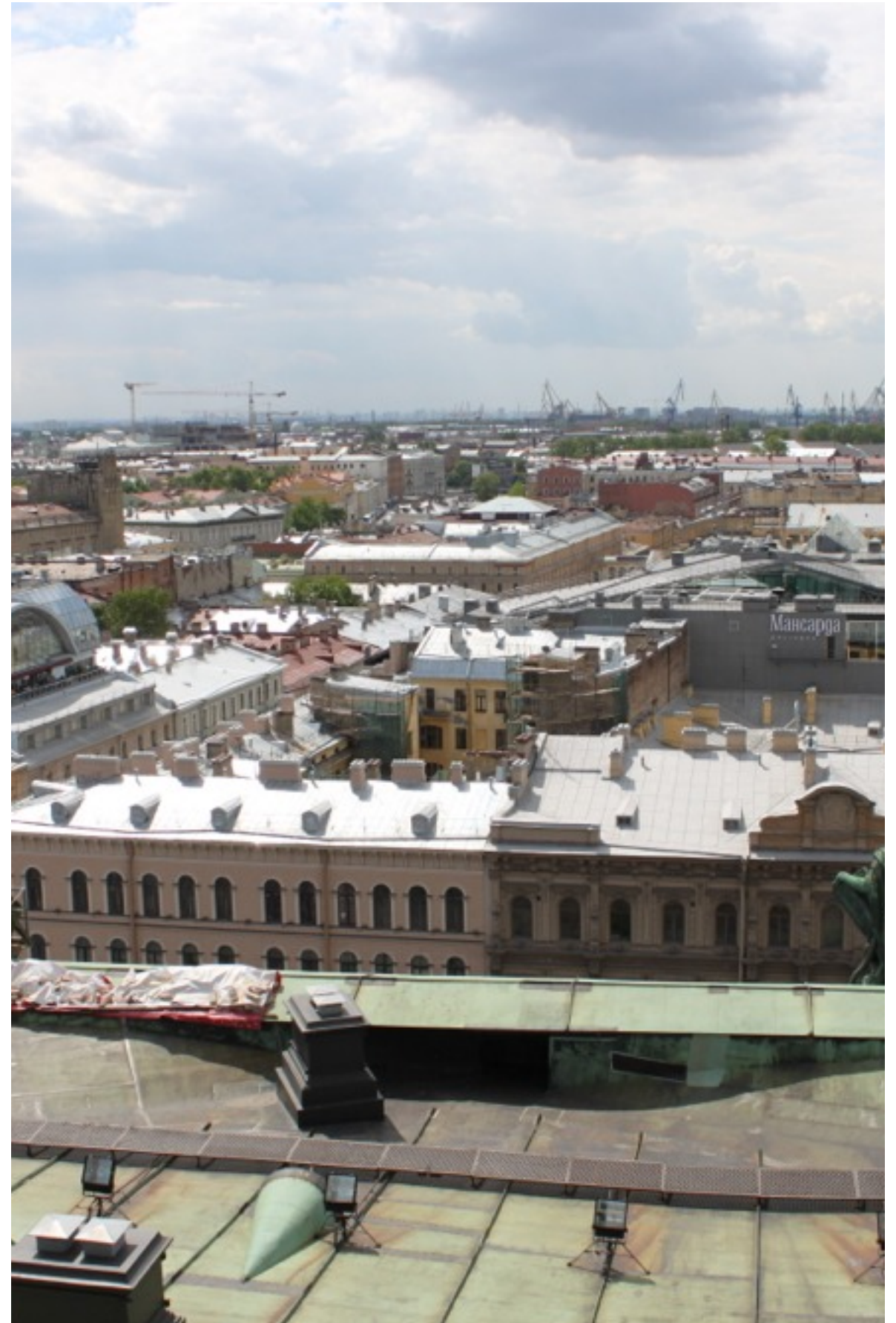
Ich bin generell der Meinung: Reisen bildet. Und da ich neugierig bin, reise ich sehr viel. Was ich in dem Zusammenhang wichtig finde, ist, dass man sich immer darüber klar sein muss: Wenn man aus einem Land berichtet, mit dem man sich noch nicht so lange beschäftigt, ist man grundsätzlich verunsichert. Das führt dazu, dass man Dinge nicht richtig einordnen kann. Auf der anderen Seite bin ich *nicht* der Meinung, dass man über ein Land nur dann berichten darf, wenn man die Sprache spricht und sich jahrelang damit beschäftigt hat.

Deshalb mein Tipp: Wenn man in einem fremden Land recherchiert, sollte man genug Zeit für die Vor- und Nachbereitung einplanen. Und wenn man unterwegs ist, sollte man so viel wie möglich aufsaugen. Wichtig ist, dass man sich im Anschluss Zeit nimmt, Eindrücke zu reflektieren und das eine oder andere fundierte Sachbuch zu lesen, um die Fakten richtig wiederzugeben. Recherchereisen ins Ausland werden immer wieder angeboten. Man muss nur Augen und Ohren offen halten – und genau wissen, wozu man das gesammelte Material im Anschluss verwenden möchte.

Denn: Aufwand und Nutzen sollten im Verhältnis stehen.

Die Suche nach dem Standort

Der geeignete Standort ist wichtig, um als freier Journalist im Ausland Erfolg zu haben. Doch wie findet man ihn?



Die Standortsuche

CHECKLISTE

1. Mögliche Standorte genau prüfen (Monitoring).
2. Im Idealfall da hingehen, wo es noch niemanden gibt.
3. Überschlagen: Wie viel Geld brauche ich zum Leben?
4. Sich darüber klar werden: Für welche Medien möchte ich arbeiten?
5. Die Pläne rechtzeitig in der Redaktion kommunizieren.
6. Keine Angst vor Rückschlägen.

Wichtig bei der Vorbereitung ist auch, den Standort genau auszuwählen. Das heißt, ich würde empfehlen, ausführliches **Monitoring** zu betreiben. Also abzuklären: Welche Korrespondenten gibt es bereits? Wo sitzen sie? Welche Medien decken sie ab? Welche Medien werden dadurch noch *nicht* ausreichend abgedeckt? Wo gibt es Lücken? Gut ist immer – so meine Erfahrung – wenn freie Korrespondenten zeitlose Themen behandeln. Das heißt, man muss genau prüfen: Wie sieht es mit längeren Formaten aus? Gibt es dafür Abnehmer?

Grundsätzlich bin ich der Meinung, dass es immer Abnehmer gibt, wenn man eine interessante Geschichte anzubieten hat. Immer wieder bekomme ich Sätze zu hören wie: „Es interessiert sich doch niemand mehr dafür, was in Russland passiert! Es ist doch schon alles erzählt worden!“

Und ich muss sagen: Ich beschäftige mich seit zehn Jahren mit diesem Land und ich habe bislang fast alle meiner Themen unterbekommen. Es kam insgesamt nur drei oder vier mal vor, dass ich wirklich keinen einzigen Abnehmer gefunden habe. Aber das ist insgesamt gesehen eine verschwindend geringe Zahl!

Das heißt, wenn man wirklich einen interessanten Menschen ausgegraben hat und das der Redaktion entsprechend vermitteln kann, ist die Wahrscheinlichkeit, dass das Thema eingekauft wird, sehr groß. Denn: **Begeisterung begeistert!** Wenn du von dem Thema überzeugt bist, springt der Funke meistens auch auf die Redaktion über.

Noch ein paar Sätze zum Thema Standort: **Gut ist natürlich da hinzugehen, wo noch niemand ist.** Ich bin nahezu die einzige Auslandskorrespondentin, die aus St. Petersburg für deutsche Medien berichtet.

Das ist ein Alleinstellungsmerkmal. Immerhin sprechen wir bei St. Petersburg von einer Stadt mit fünf Millionen Einwohnern! Die Kulturhauptstadt Russlands! Das heißt, man muss vorher genau prüfen, ob die Stadt genug Themen hergibt oder ob sie günstig liegt, um von da aus in andere Länder zu reisen (wie zum Beispiel Belgrad). Und: Meistens braucht man gar nicht so viel Geld, um gut davon leben zu können. Wenn wir zum Beispiel über den afrikanischen Outback sprechen, reichen schon wenige hundert Euro – und die hat man mit einer großen Magazingeschichte drin.

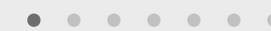
Das heißt, man muss sich einen Überblick verschaffen: **Wie hoch sind die Lebenshaltungskosten? Wie möchte ich wohnen? Für welche Medien will ich arbeiten? Wie lange möchte ich das machen?**

Es ist sinnvoll, sich selber einen Zeithorizont zu setzen (ein, zwei, drei, viele Jahre), damit man entsprechend planen kann. Und wichtig auch: Das den Redaktionen im Vorfeld zu kommunizieren. Das heißt, ich habe ein halbes Jahr, bevor ich nach St. Petersburg gegangen bin, mit allen wichtigen Redakteuren persönlich gesprochen und ihnen von meinen Plänen, ins Ausland zu gehen, erzählt.

GALERIE 3.1 Bootsfahrt in St. Petersburg



Impressionen von einer Bootsfahrt im „Venedig des Nordens“, wie St. Petersburg auch genannt wird.



Es ist wichtig, dass diejenigen, die Beiträge für eine Sendung einkaufen, im Hinterkopf haben, dass es da jemanden gibt... in Kiew, in Tbilissi oder in Kuala Lumpur. Sie werden es früher oder später – wenn man sie nicht daran erinnert – wieder vergessen.

Aber wichtig ist erst einmal, eine Region als künftiges Berichtsgebiet zu „markieren“.



Die Karte der ARD-Korrespondenten verdeutlicht, wo es bereits viele Korrespondenten gibt und wo noch Lücken bestehen (v. a. Südamerika, Afrika, Asien). Bei der ARD rühmt man sich eines der dichtesten Korrespondentennetze der Welt zu besitzen, mit 100 Korrespondenten in knapp 30 Städten.

Um sich einen allgemeinen Überblick der Situation von Auslandskorrespondenten zu verschaffen, empfehle ich

das Dossier von netzwerk recherche:

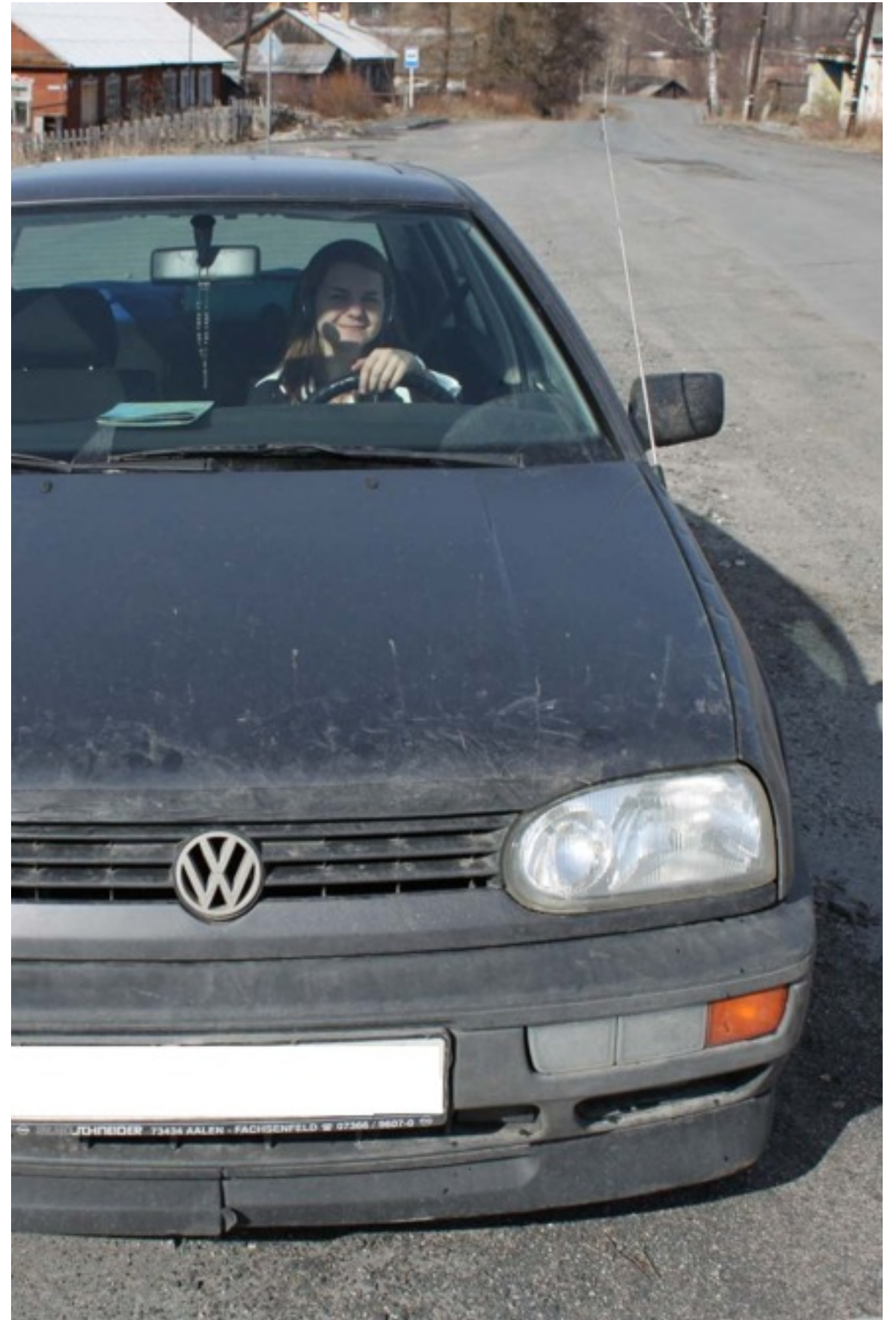
<http://www.netzwerkrecherche.de/files/nr-dossier-02.pdf>.

Oder auch das Gespräch mit ARD-Südamerika-Korrespondent Julio Segador, der seit 2011 aus Buenos Aires berichtet:

http://wissen.dradio.de/perspektivwechsel-korrespondenten-alltag-in-suedamerika.92.de.html?dram:article_id=10547.

Das Ankommen

Die Wohnung in Deutschland ist gekündigt, die neue Wohnung im Ausland bezogen. Nun geht es darum, Möbel zu kaufen und sich eine schnelle Internetverbindung zu besorgen. Und: Das ist erst der Anfang.



Das Ankommen

CHECKLISTE

1. Auf bestimmte Themenfelder spezialisieren (Nische finden).
2. Eigene Homepage erstellen.
3. Sich um eine Krankenversicherung (in Deutschland) kümmern.
4. Auslandsrankenversicherung abschließen.
5. Frühzeitig Visum beantragen.
6. Bedingungen für Journalistenakkreditierung abklären.
7. Soziale Medien nutzen.

Stichwort „markieren“. Korrespondenten, die bereits vor Ort sind, sind meistens nicht gerade begeistert, wenn jemand Neues kommt. Die festen Korrespondenten empfinden das nicht selten als „wildern in ihrem Berichtsgebiet“. Und die freien Kollegen haben Angst, dass man ihnen Abnehmer wegnimmt. Ich sage immer: Ich nehme niemandem etwas weg. Ich berichte über Themen, über die die Korrespondenten in der Regel gar nicht berichten, weil sie zu stark in die aktuelle Berichterstattung eingebunden sind. Das sind meistens soziale, kulturelle oder wirtschaftliche Themen. Gut ist auch sich auf Jugendkultur zu spezialisieren. Oder auf Sportthemen. Die Korrespondenten haben das meistens nur wenig auf dem Schirm, das heißt, man kann damit eine Nische besetzen.

Und darum geht es: Es geht um **Spezialisierung** – und zwar nicht nur auf eine Region sondern auch in Hinblick auf Themenfelder. Es gibt zum Beispiel Kollegen, die sich gut mit dem Thema Energie auskennen. Oder mit Sozialen Medien. Oder oder. Das hilft, um die eigene Marke zu stärken.

Dafür ist es UNABDINGBAR eine eigene **Homepage** (im Idealfall mit eigenem Blog) zu haben. Ich habe meine Homepage www.pauline-tillmann.de vor drei Jahren gegründet. Da habe ich zwar noch beim Bayerischen Rundfunk gearbeitet, wusste aber schon, dass ich ins Ausland gehen möchte und habe mir diese Seite von einem Programmierer in Erfurt bauen lassen. Sie basiert auf dem Betriebssystem von Wordpress, das heißt, ich kann sie selbstständig anpassen, Arbeitsproben austauschen und neue Blogposts einstellen.



Am Anfang habe ich viel gebloggt, inzwischen ist es deutlich weniger geworden. Wichtig ist, dass es einem Spaß macht und dass man es nicht macht, weil es gerade alle machen. Man sollte bloggen, wenn man etwas zu sagen oder zu erzählen hat. Bei mir handeln meine Einträge oft von Randnotizen, die ich von meinen Reisen mitbringe. Ich verwerte dort Begegnungen, die ich nicht in Radiobeiträgen untergebracht habe.

Internet-Guru Sascha Lobo sagt: „Verwende deinen Blog auf keinen Fall als Reste-Rampe!“ Ich mache genau das. Daran sieht man: Sascha Lobo hat nicht immer Recht – denn bei mir funktioniert es.

Natürlich werde ich niemals in solche Popularitätssphären aufsteigen wie der bekannte Medienjournalist Stefan Niggemeier oder der besagte Sascha Lobo, aber um mich als Osteuropa-Expertin weiter zu profilieren, ist es völlig okay.

Die Investition für eine Homepage liegt, je nach Programmierer, bei 500 bis 1.000 Euro. Ich habe eine zweisprachige Webseite (Deutsch / Englisch), deshalb war meine Seite etwas teurer. Wenn man vor so einer Summe zurückschreckt, kann ich nur sagen: **Die Homepage war die beste Investition, die ich je getätigt habe.** Es ist eine virtuelle Visitenkarte für neue Redaktionen, die sich schnell einen Eindruck verschaffen möchten, was man bislang gemacht hat.

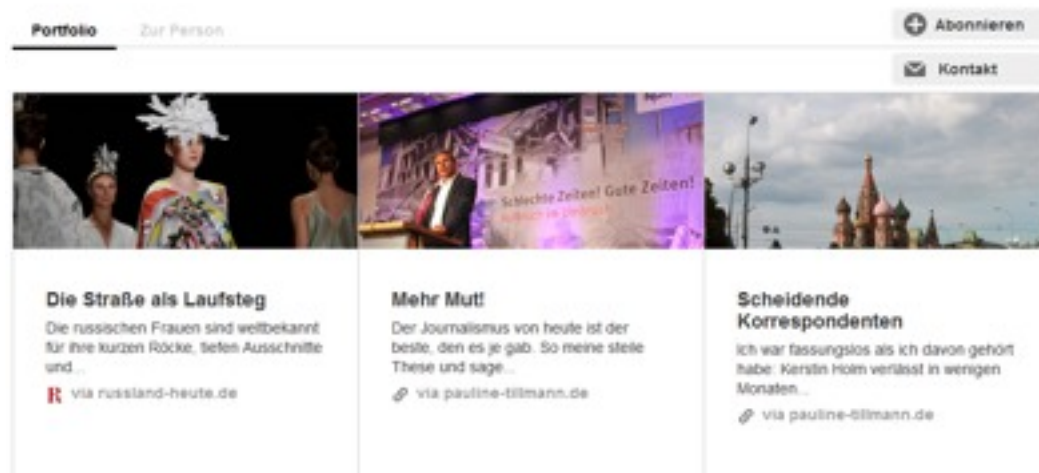
Es ist eine Plattform, auf der man sich austoben kann, wenn Redaktionen versuchen, die eigenen Handlungsspielräume einzudämmen und Themen abzuwimmeln. Wenn man zum Beispiel von einem Thema überzeugt ist, platziert man es auf seinem Blog und der ist vielleicht irgendwann so populär (wie bei Blogger und Journalist **Richard Gutjahr**), dass die Redaktion aufgrund des Blogs anruft und das Stück schließlich doch haben will... so geschehen beim Verkaufsstart des iPads in den USA.

AUDIO 4.1 Interview mit Richard Gutjahr zum Thema „Wie werde ich eine Marke?“

Ganz umsonst gibt es das Tool „**torial**“, womit man sich im Netz präsentieren kann. Damit kann man Arbeitsproben kostenlos hochladen und das eigene Portfolio auf einen Blick sichtbar machen: <https://www.torial.com/pauline.tillmann>.

Pauline Tillmann

Freie Auslandskorrespondentin (v. a. Radio),
St. Petersburg



Kommen wir zu den Nachteilen: Wenn man frei ins Ausland geht, muss man die Umzugskosten selber tragen. Das ist etwas, das bei einem festen Korrespondenten von der Redaktion oder vom Verlag übernommen wird. **Außerdem muss man sich selber um Visum und Krankenversicherung kümmern.** Wenn man mehr als 180 Tage im Ausland lebt, darf man offiziell nicht mehr bei der Künstlersozialkasse versichert sein. Wenn man es weiter bleibt und die KSK eine Überprüfung vornimmt, muss man damit rechnen, die Beiträge rückwirkend erstatten zu müssen.

Das heißt, wenn man in der gesetzlichen Krankenversicherung bleiben will, kann man eine „freiwillige Krankenversicherung“ abschließen und einen entsprechenden monatlichen Beitrag bezahlen. Wenn man zum Beispiel für (manche) öffentlich-rechtliche Sender tätig ist, ist es wichtig, weiter bei einer deutschen Krankenkasse gemeldet zu sein. Außerdem ist es auch ein gutes Gefühl, zu wissen, dass man in Deutschland behandelt werden kann, wenn man ernsthaft erkranken sollte. Denn das russische Gesundheitssystem würde ich – wenn man eine Alternative hat – wirklich keinem empfehlen.

Zusätzlich habe ich eine **Auslandskrankenversicherung**, die bis zu zwei Monate nach der Einreise greift (z. B. ERGO). Und da ich viel auf Reisen bin, ist das meistens gegeben. In der Regel ist es so, dass man für ambulante Behandlungen und Medikamente die Kosten vorstreckt, die Ausgaben im Anschluss bei der Auslandskrankenversicherung einreicht und zurückerstattet bekommt.

Rentenzahlungen werden in dieser Zeit ausgesetzt, es sei denn man hat so etwas wie Riester – oder ist im Versorgungswerk der Presse. Das kann man auch, wenn man im Ausland ist, weiter laufen lassen. Grundsätzlich sei jedoch jedem empfohlen, sich um diese Dinge (vor allem ums Visum) frühzeitig zu kümmern.

Und: Journalisten brauchen in den meisten Ländern eine eigene **Journalistenakkreditierung**. Diese muss beim jeweiligen Außenministerium beantragt werden. Und auch hier muss man mit mehreren Monaten Bearbeitungszeit rechnen.

Abschließend noch ein paar Anmerkungen zum Thema:
Soziale Medien.



Soziale Medien sollte man als Journalist, vor allem als freier Auslandskorrespondent, aktiv nutzen. Der österreichische Journalist Armin Wolf sagte mal: „Wenn man heutzutage als Journalist keinen Twitter-Account besitzt, dann ist das so, als ob man kein Telefon hat.“ Twitter und Facebook sind einfach gute Tools, um darauf aufmerksam zu ma-

chen, was man gerade macht oder auch um interessanten Hinweisen nachzugehen. Sei es ein Artikel, den ein Freund verlinkt, ein Kommentar oder der Link zu einem Video.

Kurzum: Der Umgang mit Sozialen Medien gehört heutzutage zum journalistischen Handwerkszeug dazu – im Übrigen genauso wie der Umgang mit einem Shitstorm. Natürlich ist es nicht schön, von anderen kritisiert und nicht selten auch persönlich angegangen zu werden, aber das muss man heutzutage aushalten. Journalisten sind – wie alle anderen Menschen – eitel. Sie wollen geliebt werden. Aber wenn man Position bezieht, und Haltung finde ich für einen Journalisten unverzichtbar, dann muss man sich gefallen lassen, dass es auch Menschen gibt, die die eigene Meinung nicht teilen. Damit umzugehen, das muss man lernen.

Generell finde ich es großartig, dass es jetzt so etwas wie einen *Rückkanal* gibt und wir durch unsere User direktes Feedback bekommen.

Ich bin überzeugt, dadurch wird das journalistische Produkt am Ende besser. Und: Was kann es Schöneres geben?



Die konkrete Arbeit

Jetzt ist man angekommen, aber wie sieht die konkrete Arbeit aus? Was ist bei einem offiziellen Schriftwechsel zu beachten? Und soll man sich eigentlich „embedden“ – oder lieber nicht?



Die konkrete Arbeit

CHECKLISTE

1. Visitenkarten anschaffen.
2. Danach: Drucker, Faxgerät und Stempel.
3. Interview- / Drehanfragen frühzeitig anleiern.
4. Vorsicht bei offiziellen Statistiken.
5. Undercover arbeiten, wenn es nicht anders geht.
6. Bei Willkür und Zensur: Ruhe bewahren.
7. Eigene Rolle klar definieren.
8. Sonderform des Reporters im Ausland: Kriegs- und Krisenberichterstatte.

Das offizielle Schreiben

Die konkrete Arbeit kann ganz unterschiedlich aussehen – darauf komme ich in den nächsten Kapiteln noch näher zu sprechen. Wichtig ist, sich bewusst zu machen, dass man für eine Geschichte oder eine Akkreditierung – egal wie entwickelt das Land ist – oft ein offizielles Schreiben braucht. Gerade für Drehgenehmigungen ist es wichtig, ein Schreiben (zumindest auf Englisch) mit Briefkopf und Unterschrift des Chefredakteurs vorweisen zu können. In Russland muss so etwas fast IMMER gefaxt werden, weil eine Email nicht als offizielles Dokument anerkannt wird. Oft werden Emails auch einfach ignoriert oder man sagt, man habe sie nicht bekommen. Das heißt, man muss sich ein Faxgerät und einen Stempel zulegen. Außerdem muss man einen guten Draht zu s(einer) Redaktion haben, um solche Schreiben anleiern zu können. Wenn man etwas formloser sein möchte und ein Schreiben mit eigenem Briefkopf aufsetzt, zum Beispiel um eine Interviewanfrage zu stellen, wird das häufig nicht anerkannt.

Wichtig ist sich klar zu machen: **Mit wem möchte ich ein Interview führen?** Ist es ein „normaler“ Einheimischer? Da reicht in der Regel ein Telefonat oder ein Besuch, bei dem man das Interview verabredet. Oder ist es ein Politiker, Generaldirektor oder eine bekannte Persönlichkeit? Dann ist der Weg zu einer Genehmigung entsprechend lang und zeitaufwändig. Es ist wichtig, diese Anfragen bei der zuständigen Pressestelle regelmäßig ins Gedächtnis zu rufen – und nachzufragen. Nicht selten werden Anfragen von ausländischen Journalisten vergessen, weil es einfach zu viele davon gibt.

Noch ein Tipp: **Vorsicht bei offiziellen Zahlen.**



Nicht selten werden offizielle Statistiken geschönt. Ich habe mal eine aufwändige Recherche über die Opferzahlen in Tschernobyl zum 25-jährigen Jubiläum nach dem Reaktorunglück gemacht und beim ukrainischen Gesundheitsministerium hieß es unverblümt: „Wir haben dazu keine Zahlen.“ Doch auch die Zahlen von westlichen Organisationen gingen sehr weit auseinander und so stellt man sich die Frage: Welche Zahl stimmt denn nun? Ratlosigkeit macht sich breit.

Ähnlich verhält es sich im Übrigen mit Zahlen über Demonstranten – die Veranstalter nennen meistens andere Zahlen als die Polizei. In der Regel kommt die Mitte beider Zahlen der Realität am nächsten.

Einigermaßen verlässlich finde ich das „World Factbook“, das Infos über alle Länder der Welt liefert (Bevölkerungszahl, BIP, Politische Entwicklung etc.):

<https://www.cia.gov/library/publications/the-world-factbook/index.html>.

Ein weiteres Phänomen hat gerade durch die vielen Sozialen Medien an Bedeutung gewonnen: **der Umgang mit gezielte Falschinformationen**. Über Facebook und Twitter werden nicht selten falsche Informationen verbreitet, um eine unklare Nachrichtenlage gezielt auszunutzen.

Nur wenige Reporter können sich da von der äußeren Hysterie frei machen. Deshalb sollte man sich auf klassische journalistische Tugenden zurückbesinnen, unter anderem auf das **Zwei-Quellen-Prinzip**.

Eine Information muss durch zwei Quellen (z. B. Nachrichtenagenturen) unabhängig voneinander verifiziert werden. Und ist eine Einschätzung nicht möglich, sollte man das genau so sagen / schreiben (... „ist noch völlig unklar / offen“ oder ... „nach unbestätigten Informationen...“). Findet man heraus, dass man einer falschen Fährte gefolgt ist, muss man das so schnell wie möglich korrigieren und den Fehler offen zugeben.

Undercover oder lieber „embedded“?

Ich war noch nicht in Afghanistan oder in einem anderen Kriegsgebiet, deshalb kann ich nur wenig zum Thema „Embedded Journalism“ sagen. Ich finde, man muss einfach im Hinterkopf behalten, dass jede Organisation, die einen Journalisten mitnimmt (und damit die Verantwortung für ihn übernimmt), ein gewisses Interesse hat. Auch die deutsche Bundeswehr hat ein Interesse. Auf der einen Seite genießt man in einem Panzer besonderen Schutz. Auf der anderen Seite ist vielleicht genau dieser Panzer Zielscheibe eines Attentäters.

Wenn es um das Thema Drehen mit versteckter Kamera – also undercover – geht, habe ich den Leitsatz: Wenn das öffentliche Interesse die Persönlichkeitsverletzung (wenn man jemanden heimlich filmt) überwiegt, bin ich dafür. Das ist nicht immer gegeben, völlig klar. Aber oft bekommt man Informationen nur auf diesem Weg. Außerdem ist Fernsehen ein visuelles Medium, so dass man Videomaterial braucht, um eine Geschichte überhaupt erzählen zu können.

Ansonsten bin ich in meiner Ansprache sehr transparent. Ich gebe mich immer als Reporterin zu erkennen, damit die Menschen, mit denen ich spreche, wissen, dass ich ihre Gedanken und Aussprüche ggf. für meine Beiträge / Artikel verwenden werde. Bislang habe ich noch nicht in der Rockerbanden- oder Neonazi-Szene recherchiert. Da verhält es sich mit der Erkennbarkeit und mit der jeweiligen Zuordnung sicher anders. Journalisten, die darüber berichten, publizieren nicht selten unter Pseudonym, um sich und ihre Familie zu schützen.

Zensur

In autoritär geführten Staaten bekommt man meistens einen staatlichen Aufpasser an die Seite, der einen ständig begleitet und genau notiert, mit wem man was besprochen hat. Dabei sollte man die Menschen, die man trifft, nicht in Verlegenheit bringen. Es ist völlig klar, dass sie unter solchen Bedingungen nicht offen reden können. Manchmal behelfen sie sich durch blumige Vergleiche und versuchen so etwas zwischen den Zeilen zu sagen. Und manchmal übersetzt der Stringer etwas anderes als das was der Gesprächspartner gesagt hat. Nicht nur deshalb ist es wichtig, die Landessprache zu können. Dadurch bekommt man Untertöne mit, die ein stimmiges Gesamtbild ergeben.

Eine weitere Form von Zensur ist, ungewöhnliche viele Unterlagen einreichen zu müssen, um eine Verlängerung der Akkreditierung zu bekommen. Oder wenn die Grenzpolizei Probleme macht, wenn man Filmmaterial ausführen möchte. Oder wenn man während eines Drehs schikaniert wird. Beliebt ist auch, offiziellen Stellen eine Liste mit Gesprächspartnern (und Fragen) im Vorfeld vorlegen zu müssen. Und gar nicht so selten kommt es vor, dass Behörden den Reporter festhalten oder ausfragen, um bewusst Druck aufzubauen.

Hier gilt die Maxime: Geduldig sein. Ruhe bewahren. Freundlich bleiben. Denn Aggression provoziert meistens Gegenaggression. Gleichzeitig muss man auf sein Recht beharren und eigene Forderungen mit Nachdruck vorbringen.

Und wenn gar nicht anderes geht: Hilfe durch die Deutsche Botschaft oder rechtlichen Beistand erbitten.



Wenn es um Menschen geht, die man interviewt hat, sollte man sich immer bewusst machen, dass man für diese Menschen Verantwortung trägt. Ich wäre zum Beispiel gerne nach Sichuan oder nach Tibet gefahren, um mit Menschen zu sprechen, die mir mehr über das Thema Selbstverbrennungen hätten erzählen können. Am Ende habe ich mich dagegen entschieden und reise nun nach Nepal und Indien, weil ich die Menschen, die ich interviewe, nicht in Gefahr bringen möchte. Gerade in den Gebieten, in denen es immer wieder zu solchen Selbstverbrennungen kommt, sind die chinesischen Behörden besonders wachsam.

Hinzu kommt, dass es sogar unter den tibetischen Mönchen Spitzel gibt. Im Zweifelsfall ist die Sicherheit der Interviewpartner also höher zu bewerten als die Umsetzung einer Geschichte. Denn klar ist auch: Wir Reporter reisen in unterschiedliche Länder, recherchieren und sind nach einer gewissen Zeit wieder weg. Die Menschen vor Ort leben dort.

Bestechung

Manchmal kommt es vor, dass Beamten etwas „Bakschisch“ erwarten und erst dann bereit sind, gewisse Prozesse zu beschleunigen. Auch in Russland habe ich damit bereits Bekanntschaft gemacht und festgestellt: Es kommt meistens gar nicht auf das Geld an sondern auf das Gefühl der Macht. Die Beamten genießen es, dass sie dich in der Hand haben. Es ist wie ein Spiel, das man mit ihnen spielt. Beherrscht man dieses Spiel, braucht man nicht zu bezahlen. Doch man braucht eine



Weile, bis man die Regeln versteht, die ich an dieser Stelle auch gar nicht im Einzelnen aufführen kann und will.

Nur so viel: Es geht viel um Fingerspitzengefühl und um interkulturelle Kompetenz, also darum sich in die Menschen hinein fühlen zu können und zu verstehen wie sie ticken.

Man muss immer abwägen: Was muss ich tun, um die Atmosphäre für alle Beteiligten so angenehm wie möglich zu gestalten? Und wenn es nicht ohne Bestechungsgeld geht, sollte man sich wenigstens eine Quittung ausstellen lassen (oder ein leeres Stück Papier, das man unterschreiben lässt und auf dem man sich im Nachhinein mit Erklärungen kreativ austoben kann). Gut ist auch, immer einen Quittungsblock dabei zu haben, so kann es zum Beispiel bei Dreharbeiten im Notfall „ein Informationshonorar für Mitwirkende im Bild“ geben.

Der Journalist als Missionar

Als Reporter hat man einen gewissen Anspruch, einen bestimmten Eindruck von einem Land (und den Menschen) zu vermitteln. Gleichzeitig ist auch klar: Wenn man ein Thema mit Leidenschaft verfolgt, ist man nie ganz neutral. Absolute Objektivität kann es ohnehin nicht geben. Und trotzdem muss man sich darum bemühen, wahrheitsgemäß und ausgewogen zu berichten – das gilt fürs In- und Ausland gleichermaßen. Ich persönlich finde es wichtig, Menschen eine Stimme zu geben, die sonst keine haben (z. B. Minderheiten).

Ob man durch seine Berichterstattung tatsächlich etwas bewegen oder gar verändern kann? Ich finde, wir dürfen uns nicht wichtiger nehmen als wir sind. Gleichzeitig haben wir den Auf-

trag zu informieren und auch zu unterhalten. Immer wieder wird man auch in die Versuchung kommen, selber aktiv zu werden (Spenden zu sammeln, Kleidertransporte zu organisieren etc.) – aber da muss jeder seinen eigenen Weg finden.

Und: Natürlich wollen wir die Welt mit unseren Berichten und Beiträgen ein Stück weit besser machen, aber ist dieser Anspruch nicht vollkommen vermessen? Sprechen wir da



nicht eher von der Berufsbeschreibung eines Aktivisten denn der eines Journalisten? Daran schließt die Frage an: Dürfen wir uns überhaupt mit einer Sache gemein machen? Fragen, über die man sich vorher Gedanken machen sollte.

Sonderweg: Kriegs- und Krisenberichterstatter

Was Krisenreporter erleben, das kann man sich, glaube ich, gar nicht richtig vorstellen. Manchmal fragen mich junge Kollegen, ob ich das möchte – aus Krisenregionen wie Tschetschenien oder Dagestan zu berichten. Ich sage dann immer, dass ich nicht bereit bin, dafür den Preis bezahlen. Damit meine ich vor allem die seelischen Verletzungen.

Aber es gibt sie: junge, mutige Reporter, die sich dem freiwillig aussetzen. Einer von ihnen ist der 35-jährige **Marcel Mettelsiefen**. Er hat 2011 den 2. Platz beim Axel-Springer-Preis (Internet) gewonnen:

<http://www.axel-springer-preis.de/2012/preistraeger/internet/2-preis/> und 2012 den 1. Platz in der Kategorie Fernsehen: <http://www.axel-springer-preis.de/2012/preistraeger/fernsehen/1-preis/>.



Marcel Mettelsiefen hat schon früh angefangen, zu fotografieren. Seit 14 Jahren beschäftigt er sich mit dem Nahen Osten und war unter anderem in Afghanistan, Irak, Haiti, Ägypten, Libyen und Syrien. Inzwischen arbeitet er auch als Kameramann (CNN, ZDF und einige mehr).

Im Interview spricht er darüber, wie es dazu kam, dass er sich auf diese Region spezialisiert hat, wie er mit posttraumatischen Belastungsstörungen umgeht und was er jungen Reportern raten würde, die sich überlegen, aus solchen Ländern zu berichten.

AUDIO 5.1 Interview mit Fotograf und Kameramann Marcel Mettelsiefen

Auch interessant:

<http://www.dradio.de/dlf/sendungen/studiozeit-ks/1402543/>

http://www.planet-wissen.de/kultur_medien/radio_und_fernsehen/krisenberichterstattung/index.jsp

Die Frage: Kannst du davon leben?

Die Frage „Kannst du davon leben?“ bekommt man als freier Auslandskorrespondent ständig zu hören. Dabei beantwortet sich die Frage meistens von selbst.



Kannst du davon leben?

CHECKLISTE

1. Möglichkeiten finden, Geld zu verdienen.
2. Eigenen Tagessatz bestimmen.
3. An die Bedürfnisse der Redaktion denken.
4. Ggf. zusätzlichen Content liefern.
5. Geduld haben – aller Anfang ist schwer.
6. Sich um ein Stipendium bemühen, um zu klären, ob es das Richtige für einen ist.

Wie oft mir diese Frage schon gestellt wurde. Und meine Antwort ist immer dieselbe: „Sehr gut, danke der Nachfrage!“
Lächeln. Pause.

Die meisten können sich nicht vorstellen, dass man so erfolgreich im Ausland arbeiten kann, dass man tatsächlich davon leben kann. Es gibt unterschiedliche Möglichkeiten, im Ausland Geld zu verdienen. Manche unterrichten Deutsch, übersetzen Texte, kümmern sich um Corporate Publishing oder machen PR. Das sind alles keine originär journalistischen Tätigkeiten, aber damit kann man seinen Lebensunterhalt bestreiten. **Ich verurteile das nicht, vielmehr ermuntere ich jeden, den eigenen Weg zu finden.** Den Weg, mit dem man sich am wohlsten fühlt. Für mich ist das seit zwölf Jahren der Journalismus. Ich kann mir nichts anderes vorstellen – und möchte auch nichts anderes machen. Das heißt, ich lebe in St. Petersburg davon, journalistische Produkte zu verkaufen.

In erster Linie sind das Radio-Beiträge für die ARD und den Deutschlandfunk. In zweiter Linie sind das Mehrfachverwertungen dieser Radio-Beiträge für Print und Online. Hinzu kommen Dozententätigkeiten, unter anderem für die Journalistische Fakultät der Staatlichen Universität in St. Petersburg oder die Ringier Journalistenschule in Zürich.

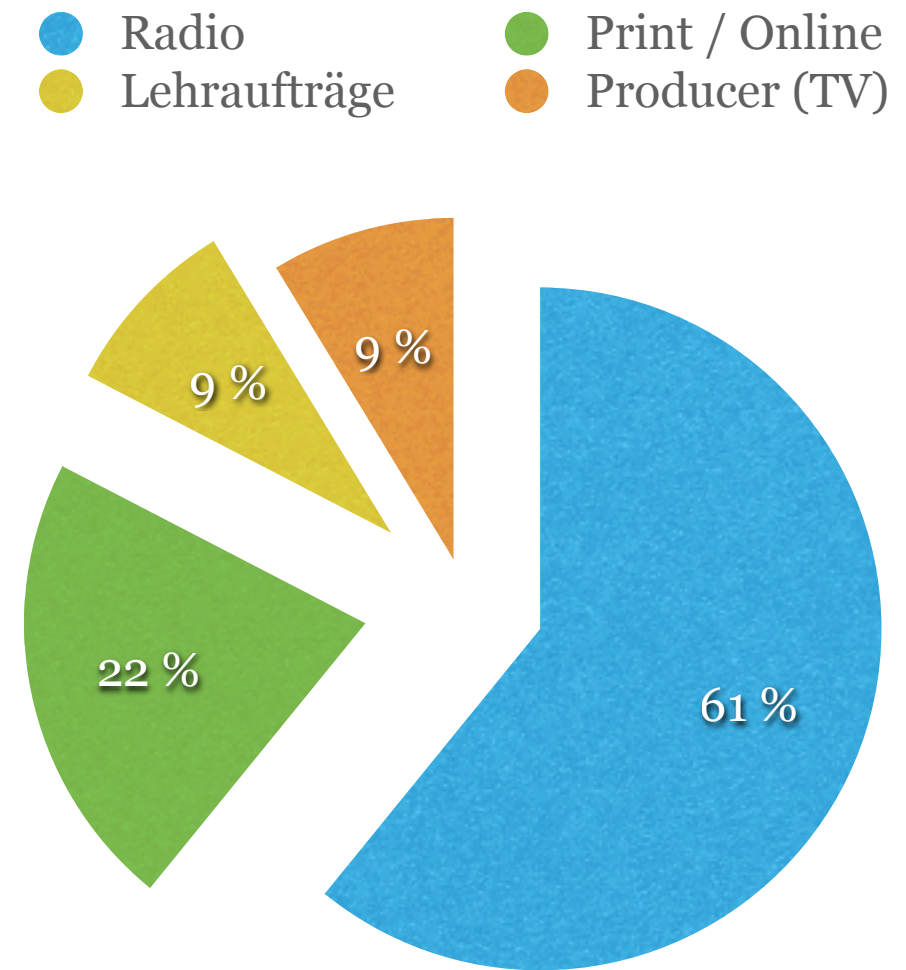
Wirtschaftlich auch interessant sind so genannte „Producer-Jobs“. Das heißt, ich bin vor Ort, ich kann die Sprache, ich habe die Kontakte. Darauf greifen deutsche Fernsehanstalten (ARTE, ARD) gerne zurück.

Meistens machen solche Jobs Einheimische, die sehr gut Deutsch sprechen und für die das ein lohnendes Zusatzeinkommen ist. Aber dadurch, dass ich selber Fernsehjournalistin bin, weiß ich natürlich ganz genau, was die Redaktion jeweils braucht. Wer da entsprechendes Wissen vorweisen kann, der merkt schnell: Hier ist noch Luft.

Gleichzeitig muss man sich auch genau überlegen, ob man das wirklich machen möchte. Ich mache es nur selten – obwohl es gut bezahlt ist – weil ich dafür im Grunde genommen überqualifiziert bin. Ich könnte den Film zwar eigentlich selber umsetzen, habe aber das Manko, die jeweilige Redaktion nicht zu kennen. Der Redakteur / Regisseur, der extra für die Dreharbeiten einfliegt, weiß, worauf es in dem Beitrag ankommt und wo die Akzente gesetzt werden müssen. Ansonsten ist so ein Redakteur aber meistens ohne den Producer (auch Stringer oder Fixer genannt) völlig hilflos.

Es gibt Kollegen, die haben sich ganz darauf spezialisiert. Mir persönlich wäre das zu wenig kreativ. Ich bin ja nach St. Petersburg gegangen, um die Themen zu machen, die mich persönlich interessieren. Ein Producer hat aber eine andere Funktion: Er ist Dienstleister und er führt aus, was ihm Redakteur oder der Produzent sagen. Das muss man wissen – und dann selber entscheiden, ob das was für einen ist.

Anbei mein persönliches Diagramm, wie ich in St. Petersburg arbeite und Geld verdiene.

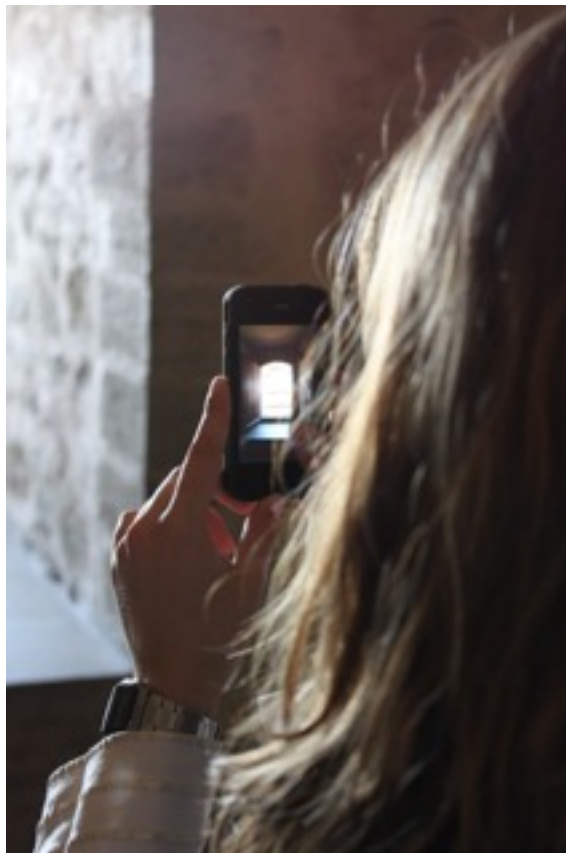


Man ist – genauso wie in Deutschland – als Freiberufler auch Unternehmer. Das heißt, als freier Korrespondent muss vor allem: wirtschaftlich denken. **Man muss zum Beispiel den eigenen Tagessatz kennen.**

Dafür empfehle ich das Buch „Selbstständig und dann?: Wie Freiberufler langfristig erfolgreich werden“ von Constanze Hacke. In diesem Buch sind viele praktische Tipps aufgeführt sowie übersichtliche Tabellen, an denen man sich entlang hangeln kann.

Neben meinem Schreibtisch hängt zum Beispiel die „Checkliste Kundenorientierung“, die Fragen abprüft wie „Welche Bedürfnisse haben meine Kunden?“ oder „Welchen besonderen Service kann ich meinen Kunden bieten?“ Es ist sinnvoll, sich solche Dinge, im Vorfeld klar zu machen.

Einer meiner Kollegen schnürt den Redaktionen immer sogenannte „Pakete“. Nach dem Motto: Wenn Sie diesen Beitrag kaufen, bekommen Sie das Extra-Interview für Ihre Webseite oben drauf. Das hört sich wie der Schlachtruf eines Marktschreiers an, aber damit gemeint ist etwas anderes: Man versucht sich in die Redaktion hinein zu fühlen und ihr etwas anzubieten, das über das „Normale“ hinausgeht.



Ich liefere zum Beispiel immer umfassende Fotogalerien zu meinen Beiträgen. Da ich die Stücke meistens auch für Print / Online weiter verwerte – und Bilder deshalb wichtig sind – fotografiere ich ohnehin. Im Radiojournalismus ist es (noch) nicht so verbreitet, dass man wirklich gute Bilder mitliefert. Aber auch hier gibt es Bedarf. Ich kann keine so guten Bilder abliefern wie professionelle Fotografen, völlig klar, aber die Bilder müssen

auch nicht so gut sein, dass sie eine ganze Magazinseite füllen.



Wenn wir über die Zeitachse sprechen, würde ich sagen: Um wirklich erfolgreich arbeiten zu können, braucht man in der Regel sechs bis zwölf Monate.

Man kommt an, macht sich vertraut mit der deutschen Community (Goethe-Institut, Deutsche Botschaft / Generalkonsulat, deutsche Firmenvertreter, AHK), baut erste Kontakte auf und fängt an zu arbeiten. Meistens braucht man ein bisschen Anlaufzeit, um in den Redaktionen bekannter zu werden.

Ein optimaler Einstieg ins Auslandskorrespondentendasein ist meiner Erfahrung nach ein **Stipendium**. Und davon gibt es in Deutschland einige. Anbei eine Übersicht.



Internationale Journalisten-Programme e.V.
International Journalists' Programmes

Zum Beispiel bieten die IJP (<http://www.ijp.org>), die „**Internationalen Journalisten-Programme**“ an, mehrere Monate in einem anderen Land zu verbringen. Es gibt unterschiedliche Programme, so dass man sich zum Beispiel für das „Marion-Dönhoff-Journalistenstipendium“ bewerben kann und damit – wenn man es bekommt – zwei Monate in Polen, Russland, Georgien oder Aserbaidschan verbringen kann. Besonders beliebt ist das Amerika-Stipendium, dementsprechend groß ist die Konkurrenz.

Wenn man sich ein eher exotischeres Land, wie zum Beispiel Bolivien oder Jordanien aussucht, sind die Chancen genommen zu werden gar nicht so schlecht. Gut ist natürlich auch hier, wenn man Sprachkenntnisse vorweisen kann.



Ein Programm, an dem ich selber teilgenommen habe, ist „**Medienmittler zwischen den Völkern**“, das von der Robert-Bosch-Stiftung finanziert wird (<http://www.medien-mittler.de>).

Das Programm gibt es seit zehn Jahren. Angefangen hat es mit Stipendiaten aus Polen, dann wurden immer mehr osteuropäische Länder hinzugenommen. Seit einigen Jahren gibt es auch die „gegenläufige Bewegung“, also deutsche Journalisten, die nach Osteuropa reisen können.

Das bedeutet, man ist für drei Monate „Korrespondent auf Zeit“ für ein Heimatmedium in Deutschland und darüber hinaus arbeitet man in einer einheimischen Redaktion mit.

Bei mir was das April bis Juni 2011 (in Kiew) der größte TV-Sender „Inter“ und die englischsprachige Zeitung „Kyiv Post“.

Ich persönlich finde, das ist eine großartige Möglichkeit herauszufinden, ob das freie Korrespondentendasein überhaupt das Richtige für einen ist. Man ist auf sich selber gestellt, weg von der Redaktion und muss in einem fremden Land sendefertige Beiträge produzieren. Abgefedert wird das Ganze, indem man ein monatliches Stipendium in Höhe von 1.000 Euro bekommt und sich nicht darum kümmern muss, ob die Redaktion den Beitrag wirklich einkauft oder nicht.

Ich habe in dieser Zeit vor allen Dingen eine große Freiheit verspürt, Dinge auszuprobieren. Damals habe ich meine erste Audio-Slide-Show gebastelt, viel gebloggt und Podcasts produziert.

Deshalb kann ich jedem nur empfehlen: Wenn man wirklich mit dem Gedanken spielt, im Ausland zu arbeiten, sollte man sich vorher um so ein Stipendium bemühen, um sicherzustellen, dass sich der ganze Aufwand auch wirklich lohnt.

Denn man darf sich auch nichts vormachen: Man gibt die Wohnung in Deutschland auf, man sagt „Ich bin dann mal weg!“ und wenn man dann nach drei, vier Monaten mit hängendem Kopf zurückkehrt, hat man es wenigstens ausprobiert, aber erfolgreich sieht anders aus. Und dabei kann man durchaus Erfolg haben im Ausland, wenn man genau weiß worauf man sich einlässt und was die Arbeit mit sich bringt.

GALERIE 6.1 Auftakt Timoschenko-Prozess in Kiew



Großes Medieninteresse beim Prozessauftritt in Kiew Anfang Juli 2011.



Die Themenauswahl

Wenn es um die Themenauswahl geht, kann ich schlecht sagen: Dieses oder jenes Thema geht IMMER. Wir wissen, besonderer Beliebtheit (weil guter Quote) erfreuen sich: Sex, Klatsch und Tratsch, Kinder und auch Tiere. In der ganzen Zeit, in der ich mich jetzt mit Osteuropa beschäftige, habe ich noch kein einziges Mal über eines dieser vier Themenkomplexe berichtet. Stattdessen sollte man sich fragen:

Warum ist diese Geschichte wichtig für den User?

Mit der Antwort liefert man auch den Hinweis auf Relevanz, einer der wichtigsten Nachrichtenfaktoren. Geografische Nähe aus dem Ausland stellen manche Reporter künstlich her, indem sie einen Deutschen als Protagonisten auswählen. Oder krampfhaft nach einem Bezug zu Deutschland suchen.

Ich finde, es muss uns interessieren wie es der russischen Bevölkerung geht – auch ohne Deutschlandbezug. Weil Russland ein wichtiger strategischer Partner ist. Weil viele Russen in Deutschland leben und damit unsere Nachbarn sind. Weil die Welt immer globaler wird u. v. m.

Wichtig finde ich, dass meine Geschichten ungewöhnlich, überraschend, exklusiv und neuartig sind. Mit der Zeit entwickelt man ja auch ein gutes Gespür dafür, was eine Geschichte ist – und was nicht. Hilfreich ist natürlich auch, wenn etwas kurios / skurril ist. Doch am Ende geht es immer darum, eine spannende Geschichte zu erzählen (**Stichwort Dramaturgie und Storytelling**).

Und dabei ist entscheidend: WIE man eine Geschichte erzählt. Denn viele Geschichten wurden schon hundertfach aufgeschrieben oder auch gefilmt. Wenn man aber einen „speziellen Dreh / Spin“ findet, wird die Geschichte von Neuem interessant. Ein Magazin, das diese Kunst so gut beherrscht wie kein anderes, ist NEON. Der neue Chefredakteur Patrick Bauer hat beim „Reporter-Workshop“ 2013 in Hamburg genau darüber gesprochen:

<http://reporter-forum.de/rw13/dozenten/patrick-bauer/>.

Weitere Interessante Videos findet man hier:

<http://reporter-forum.de/rw13/alle-videos/>.

Es geht also darum, die Leser von unseren Geschichten zu begeistern. Sie so in eine Geschichte hineinzuziehen, dass sie in der S-Bahn vergessen auszusteigen. Gelingen kann das zum Beispiel, indem man Stereotype aufnimmt – und sie dann bewusst bricht, also etwas tut, das man nicht erwartet. Gelingen kann es auch, indem man den Leser dadurch berührt, dass er einen Helden besonders gut kennen lernt und bei einer großen Herausforderung mit ihm mitfiebert (Stichwort Personalisierung und Emotionalisierung).

Hilfreich bei der Platzierung von Themen ist, das kann ich uneingeschränkt sagen, ein **aktueller Aufhänger**. Ich mache glücklicherweise oft genug zeitlose Themen, die keinen speziellen Aufhänger brauchen. Aber man merkt doch: ein Jubiläum oder ein spezieller Anlass (Weltaidstag, Fußball-Europameisterschaft, Olympische Winterspiele) helfen, um bestimmte Themen erfolgreicher zu platzieren.

Die Vor- und Nachteile

Wenn man sich dafür entscheidet, frei im Ausland zu arbeiten, gibt es Vor- und Nachteile. Hier eine Übersicht.



Die Vor- und Nachteile

CHECKLISTE

1. Vorteil: Du machst Themen, die dich interessieren.
2. Nachteil: Du musst jeden einzelnen Beitrag pitchen.
3. Vorteil: Du hast mehrere Standbeine.
4. Nachteil: Keiner kommt für den Umzug auf.
5. Vorteil: Keiner verlangt Rechenschaft.
6. Nachteil: Du musst dich selber um alles Organisatorische kümmern.
7. Vorteil: Du nimmst dein Schicksal selber in die Hand.

Der größte Vorteil ist, dass man Themen umsetzt, die man selber spannend findet. Das heißt, die Arbeit ist hochgradig befriedigend und erfüllend. Von allen Themen, die ich umsetze, kommen 90 Prozent von mir, nur zehn Prozent werden von den Redaktionen an mich herangetragen. Ich habe einige Monate bei Deutsche-Welle-TV in Moskau gearbeitet, als die Studioleiterin ihr zweites Kind bekommen hat, und da habe ich gesehen wie das abläuft. Als fester Korrespondent hast du die Möglichkeit, Themen zu setzen. Aber vieles gibt dir die Agenda vor (v. a. aktuelle Ereignisse). Oft kommen Wünsche von Seiten der Redaktionen. Wenn man sich vorstellt, dass die drei ARD-Hörfunk-Korrespondenten in Moskau mehr als 60 Hörfunkwellen innerhalb der ARD bedienen müssen, ist klar: Da bleibt wenig Zeit für eigene Themen.

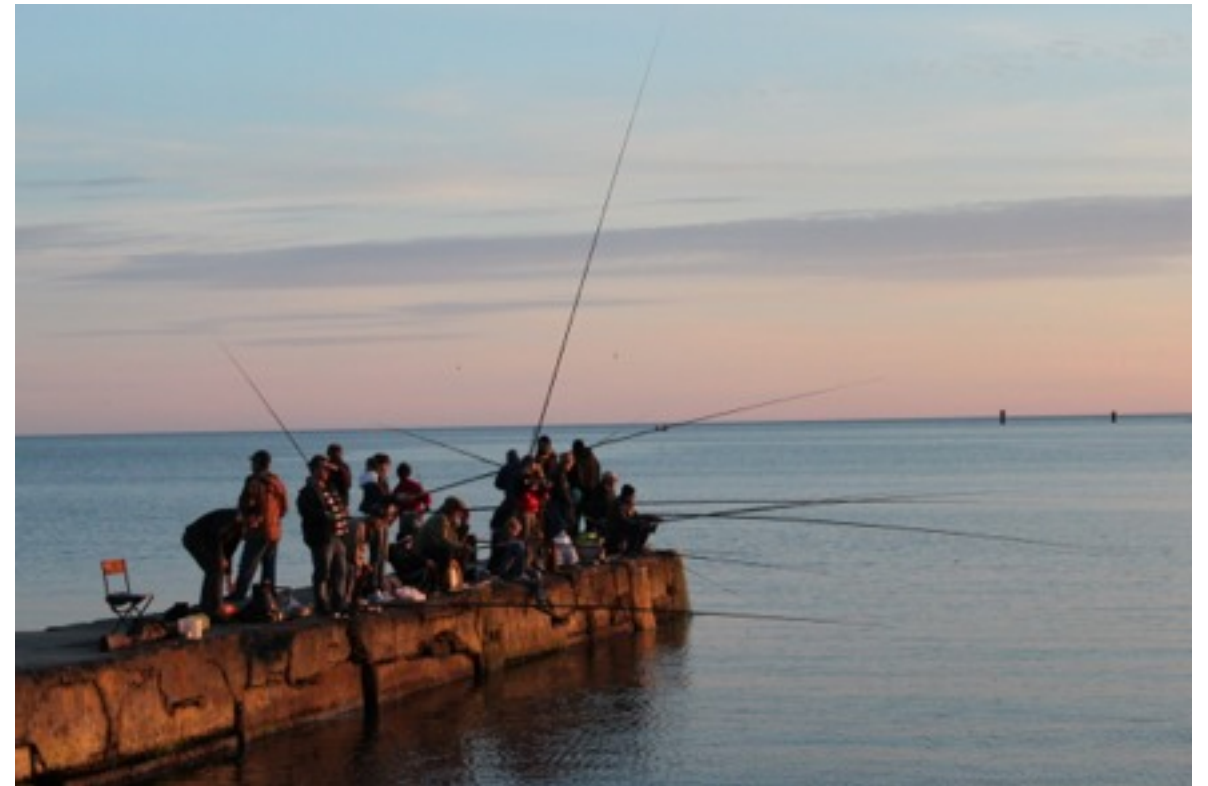


Der Nachteil als Freier ist: Man muss jeden einzelnen Beitrag pitchen (dazu mehr unter dem nächsten Kapitel „Die Arbeit mit den Redaktionen“). Davon hängt ab, ob man am Ende „gut davon leben kann“. Während ein fester Korrespondent ein festes Einkommen bezieht, variiert das bei einem Freien natürlich. Das ist vergleichbar mit einer Fieberkurve, die mal nach oben geht und dann mal wieder nach unten. Wichtig ist, dass man im Schnitt so viel verdient, dass man alle laufenden Kosten (Miete, Telefon, Lebensmittel etc.) bezahlen kann.

Hinzu kommt, dass man viel Zeit damit verbringt, sich und sein Leben zu organisieren. Ich würde sagen, 30 Prozent meiner Arbeitszeit verbringe ich damit, To-Do-Listen zu aktualisieren, Rechnungen zu schreiben, Honorare einzufordern, Recherchereisen zu planen etc. Auch das fällt weg, wenn man als fester Korrespondent (in der Regel) auf eine Sekretärin oder einen Producer zurückgreifen kann.

Von Vorteil empfinde ich hingegen, für *unterschiedliche Medien* arbeiten zu können und dadurch *unterschiedliche Standbeine* zu haben. Mir persönlich macht genau das Spaß! Dass ich mal auf Recherchereise bin, dann ein Radiostück produziere, im Anschluss eine große Print-Reportage schreibe und danach meinen nächsten Lehrauftrag vorbereite. **Man muss sich für so eine Art von Arbeit sehr gut selber organisieren können. Man muss diszipliniert sein und genau wissen was man will.** Wenn man den ganzen Tag nur Löcher in die Luft starrt, wird man am Ende des Monats wohl kaum die Miete bezahlen können.

Denn das ist natürlich auch ein Nachteil: Wenn man im Ausland lebt, ist man weit weg von der Redaktion. Man kann mailen oder telefonieren, aber es ist nicht dasselbe, als wenn man physisch in der Redaktion anwesend ist. Das heißt, es kommt praktisch nicht vor, dass mal ein Beitrag oder ein Artikel „abfällt“, weil gerade sonst keiner greifbar ist.



Als fester Korrespondent wird einem auch der **Umzug** finanziert. Ich bin vor zwei Jahren mit meinem Freund nach St. Petersburg gezogen, der unseren Hausrat drei Tage lang in seinem Dreier-Golf von Süddeutschland nach Schweden und dann weiter nach Finnland transportiert hat. Unsere Einrichtung haben wir uns bei IKEA in St. Petersburg gekauft. Die Wohnung haben wir durch einen Zufall bekommen.

Um die Wohnung sollte man sich ebenfalls frühzeitig kümmern. Meistens ist es unmöglich, eine Wohnung aus dem Ausland zu bekommen, so dass man in der Regel hinreisen muss, sich eine Woche lang unterschiedliche Angebote anschaut und idealerweise mit einem Mietvertrag zurückkehrt.

Außerdem sollte man sich über die **aktuellen Einreisebedingungen** informieren. Bei Russland ist es so, dass man (im Auto) 50 Kilogramm pro Person einführen darf. Jedes weitere Kilo kostet vier Euro. Damit versucht man, den Binnenkonsum anzukurbeln. Ähnlich verhält es sich mit Autos. Wenn man ein Auto nach Russland einführt, muss man es mit 30 Prozent des Gesamtwertes verzollen, mindestens aber mit 1.500 Euro. Dadurch versuchen die Russen, den Autos, die im eigenen Land hergestellt werden, einen Wettbewerbsvorteil zu verschaffen. Außerdem muss man das Auto registrieren – die Registrierung gilt aber nur so lange wie das Visum.

Ein weiterer Punkt ist, dass man im Ausland kein Redaktionsgefüge mehr hat. Das kann ein Problem, aber auch ein Vorteil sein. Ich finde es zum Beispiel sehr befreiend, nicht mehr an Redaktionskonferenzen teilnehmen zu müssen und mir diese kostbare Zeit täglich sparen zu können. Die Gefahr dabei ist: dass man vereinsamt. Dass man in seiner Wohnung sitzt, die – oft auch Büro ist – und einem die Decke auf den Kopf fällt. Da hilft nur: rausgehen. Sich mit Menschen verabreden. Konzerte oder Theateraufführungen besuchen. Veranstaltungen der deutschen Community im Blick behalten. Das hilft, um sich auszutauschen, Probleme (z. B. mit Registrierung oder Visum) zu besprechen und andere Meinungen einzuholen.



Zum Schluss noch ein paar Sätze zum Thema Partner und Kinder.

Es wundern sich immer alle, dass ich seit zwei Jahren mit meinem deutschen Freund in St. Petersburg lebe. So als ob so etwas vom Himmel fällt. Wir haben beide geplant, noch einmal länger ins Ausland zu gehen. Wir haben uns beide nach vielen Diskussionen für St. Petersburg als Standort entschieden. Für ihn war das Jahr 2012 besonders schwierig, weil es auch in St. Petersburg einen Fachkräftemangel gibt, gleichzeitig aber oft keine Ausländer eingestellt werden. Er ist Ingenieur und lernt seit einigen Jahren Russisch – trotzdem wird er von den meisten Firmen sofort abgelehnt, weil sie sagen: „Uns ist der Bürokratie-Aufwand zu groß!“

Das heißt, man benötigt in Russland ein Arbeitsvisum, für das man einige Monate Bearbeitungszeit einplanen muss und das als Hauptgrund herangeführt wird, um qualifizierte Kräfte abzuwimmeln. Das ist frustrierend und ernüchternd. Denn klar ist auch: Ein deutscher Ingenieur ist nicht vergleichbar mit einem russischen Ingenieur. Zu unterschiedlich ist die Ausbildung, zu unterschiedlich die Arbeitsweisen. Wenn man mit dem Partner ins Ausland geht, muss man sich darüber im Klaren sein: Es werden nicht beide 100-prozentig glücklich werden. Einer von beiden wird wahrscheinlich Abstriche machen müssen.

Nun kann man sagen: „Wir machen das drei, vier Jahre – da ist es okay, wenn ich einen Job mache, der nicht so gut bezahlt ist, der mir aber Spaß macht.“ Wenn der Spaß aber gänzlich ausbleibt, hat man auf Dauer ein Problem. Denn in meiner Generation (30+) sind beide Partner so emanzipiert, dass sie die Möglichkeiten, die sie durch ihr Studium, Auslandsaufenthalte und Berufserfahrung erworben haben, auch ausschöpfen möchten. **Sie wollen sich selbst verwirklichen.**

Sie wollen sich nicht – wie es für Frauen früher durchaus üblich war – um Charity kümmern und sich ansonsten Kind und Küche widmen. Beide wollen einen erfüllenden Job und darüber muss man sich einfach im Vorfeld Gedanken machen. Wenn man dann vor Ort ist, kommt ohnehin alles ganz anders als man es vorher geplant hat. Aber vor allem wenn der Partner nicht Journalist ist, ist die Vereinbarkeit nicht so ohne Weiteres gegeben.

Apropos Vereinbarkeit. **Stichwort Kinder.** Ich bin bewusst mit meinem Freund ins Ausland gegangen, weil ich die Spanne zwischen 28 und 33 dafür als besonders geeignet ansehe. Man sammelt noch einmal länger Erfahrungen im Ausland – und zwar nicht drei oder sechs Monate sondern einige Jahre.

Aufgrund der schlechten Gesundheitsversorgung könnte ich mir nicht vorstellen, ein Kind in Russland zu bekommen. Wenn die Krankenhäuser gut ausgestattet wären und der Partner einen tollen Job finden würde, wäre es natürlich denkbar, auch die ersten Jahre – wenn das Kind klein ist – im Ausland zu verbringen. Aber da ich (noch) keine Kinder habe, kann ich in diesem Punkt auf keine Erfahrungswerte zurückgreifen.



Der letzte wesentliche Vorteil des Freidendaseins im Ausland ist in meinen Augen: **Ich kann selber entscheiden, wann ich ins Ausland gehe.** In den Redaktionen ist es in der Regel so, dass man sich in der Hierarchie hocharbeiten muss, bis man irgendwann den Ritterschlag bekommt und ins Ausland geschickt wird. Das ist auch innerhalb der ARD möglich, aber es dauert vergleichsweise lange. Wenn ich tatsächlich in einigen Jahren gefragt worden wäre, ob ich mir hätte vorstellen können, ins Ausland zu gehen, wäre ich mitten in meiner Familienplanung oder hätte ein kleines Kind.

So ein Korrespondentenjob ist aber, meiner Erfahrung nach, nicht so gut mit Kindern zu vereinbaren – es sei denn, der Partner gibt seine Arbeit auf und kümmert sich um die Kinderbetreuung.

In jedem Fall hätte ich mir schwer getan, so ein Angebot auszuslagen. Gleichzeitig möchte ich ja keine Kinder bekommen, um sie anschließend nur am Wochenende zu sehen. Da gibt es also noch einigen Nachholbedarf was die Vereinbarkeit von Familie und Beruf angeht. Aber da das ein grundsätzliches Problem in Deutschland ist, braucht man nicht zu glauben, dass das im Ausland automatisch besser funktioniert... außer man geht in vergleichsweise weit entwickelte Länder wie Schweden oder Dänemark. Da ist das mit der Kinderbetreuung, soweit ich weiß, besser geregelt als in Deutschland.

Die Arbeit mit den Redaktionen

Die Zusammenarbeit mit den Redaktionen ist nicht immer beglückend – aber man kann viel dafür tun, dass sie es mittel- und langfristig wird.



Die Arbeit mit Redaktionen

CHECKLISTE

1. Mit Kollegen zum Kaffee trinken verabreden.
2. Redakteuren respektvoll begegnen.
3. Eigenes Denken öffnen!
4. Kurzexposé schreiben, um ein Thema anzubieten.
5. Sicher gehen, dass das Exposé beim zuständigen Redakteur angekommen ist.
6. Reisekosten thematisieren.

Die Zusammenarbeit mit Redaktionen ist nicht immer einfach. Das gilt in Deutschland – und auch dann, wenn man sich im Ausland befindet. Die größte Schwierigkeit ist, dass man sich nicht persönlich gegenüber treten kann. Denn wenn es einen Konflikt gibt, fliegt man ja nicht sofort nach Deutschland, um den Konflikt persönlich zu beseitigen. Das heißt, man telefoniert erst einmal. Und an der Stimme kann man zwar schon sehr viel ablesen – aber trotzdem fehlt die Mimik. Und die ist manchmal ganz entscheidend.

Was ich damit sagen will: Es gibt heutzutage viele Möglichkeiten, in Kontakt zu bleiben (Email, Telefon, Skype, Twitter, Facebook, WhatsApp), aber das persönliche Treffen ist immer noch am besten. Wir Menschen sind soziale Wesen, das heißt, wir fühlen uns wohl in Beziehungen und wollen mit dem Gegenüber kommunizieren.

Mein Tipp also: **Sucht ein bis zwei Mal im Jahr das persönliche Gespräch.** Ich bin immer wieder in Deutschland, weil ich Konferenzen besuche, ein Seminar leite oder größere Produktionen durchführe. In dieser Zeit versuche ich so viele Kollegen wie möglich zum Kaffee trinken zu treffen, um einfach auf dem Laufenden zu bleiben. Es ist ja spannend was in Deutschland passiert – und die meisten Kollegen finden es auch spannend, was ich da in St. Petersburg so treibe. Ich denke, diejenigen Redakteure, die Stücke von mir einkaufen, schätzen meine Professionalität, aber eben auch meine Leidenschaft und meine Begeisterung... und man spürt schnell, ob so etwas echt ist oder nicht.

Generell ist mein Motto in Hinblick auf Redaktionen: Umarme sie! Bieder dich nicht an, sondern biete eine gute Geschichte mit einem besonderen Zugang an und kläre ab, ob Interesse besteht oder nicht. Ich verstehe mich als Anbieter und die Redaktionen sind für mich meine Abnehmer. Man kann sich auch als Dienstleister sehen und die Redaktionen als Kunden.

Wichtig ist, dass das Verhältnis immer auf Augenhöhe ist und man sich gegenseitig mit Respekt begegnet. Wenn Themen abgelehnt werden, darf man das nie persönlich nehmen. Meistens ist das Ausdruck von Redaktionszwängen (kaum Budget für freie Autoren), so dass man einfach überlegen muss: Wen könnte das Thema sonst noch interessieren? Deshalb ist es wichtig, dass man „das Denken öffnet“. Das heißt, dass man zum Beispiel auch Special-Interest-Zeitschriften in Erwägung zieht. Schließlich gibt in Deutschland so viele Zeitschriften wie nirgends sonst in Europa.



Am Anfang sollte man sich deshalb klar darüber werden: Ist mir der Ausspielkanal wichtig? **Also, will ich für ein spezielles Medium arbeiten?** Dann versuche, diesem Medium immer wieder Themen anzubieten. Denn aller Anfang ist schwer, aber wenn man mal einen Fuß in der Tür hat, wird es mit der Zeit einfacher. Oder: Will ich ein spezielles Thema machen, egal für welches Medium? Dann kann man natürlich unterschiedliche Möglichkeiten nacheinander abklopfen.

Wie ist die Vorgehensweise? Man unterscheidet grob nach *zwei Vorgehensweisen*. Die eine besagt: Man bietet ein Thema an und das wird von der Redaktion „eingekauft“. Erst dann beginnt die konkrete Arbeit. Die zweite Vorgehensweise besagt: Man geht auf Recherche und bringt ein Thema mit, das man einer Redaktion im Anschluss anbietet.

Ich mache es grundsätzlich so, dass ich Themen pitche, also Redaktionen im Vorfeld anbiete. Wenn Interesse besteht, weiß ich auch ganz genau, was diese Redaktion besonders gerne mag und wie ich das entsprechend bei der Recherche umsetze. Denn ja, jede Redaktion hat unterschiedliche Vorstellungen, Vorlieben, Vorgehensweisen.

Bei Kurzbeiträgen schreibe ich also ein Exposé mit einer knackigen Überschrift und sechs Zeilen, die das Thema umreißen. Dann noch bis wann ich das Thema liefern kann, Umfang und Kontaktdaten. Fertig. Ob man zuerst anruft und dann das Exposé schickt – oder umgekehrt – muss jeder selber entscheiden. Wichtig ist, nachzuprüfen, ob das Exposé auch wirklich beim zuständigen Redakteur angekommen ist.

Anbei ein Beispiel für ein Kurzexposé, das ich Anfang Mai an unterschiedliche Kulturredaktionen (Radio) verschickt habe.

Mariinsky 2 wird feierlich eröffnet

Morgen, am 2. Mai, wird das neue Theater „Mariinsky 2“ feierlich eröffnet. Das Mariinsky 2 hat in St. Petersburg für viel Diskussionsstoff gesorgt, weil es ein modernes Gebäude aus Glas und Beton ist – und nicht wie alle anderen Gebäude (inklusive Mariinsky 1) klassizistisch bzw. barock. Ich werde bei der Pressekonferenz dabei sein, mit Petersburgern sprechen (kleine Umfrage) und auch ein Konzert miterleben.

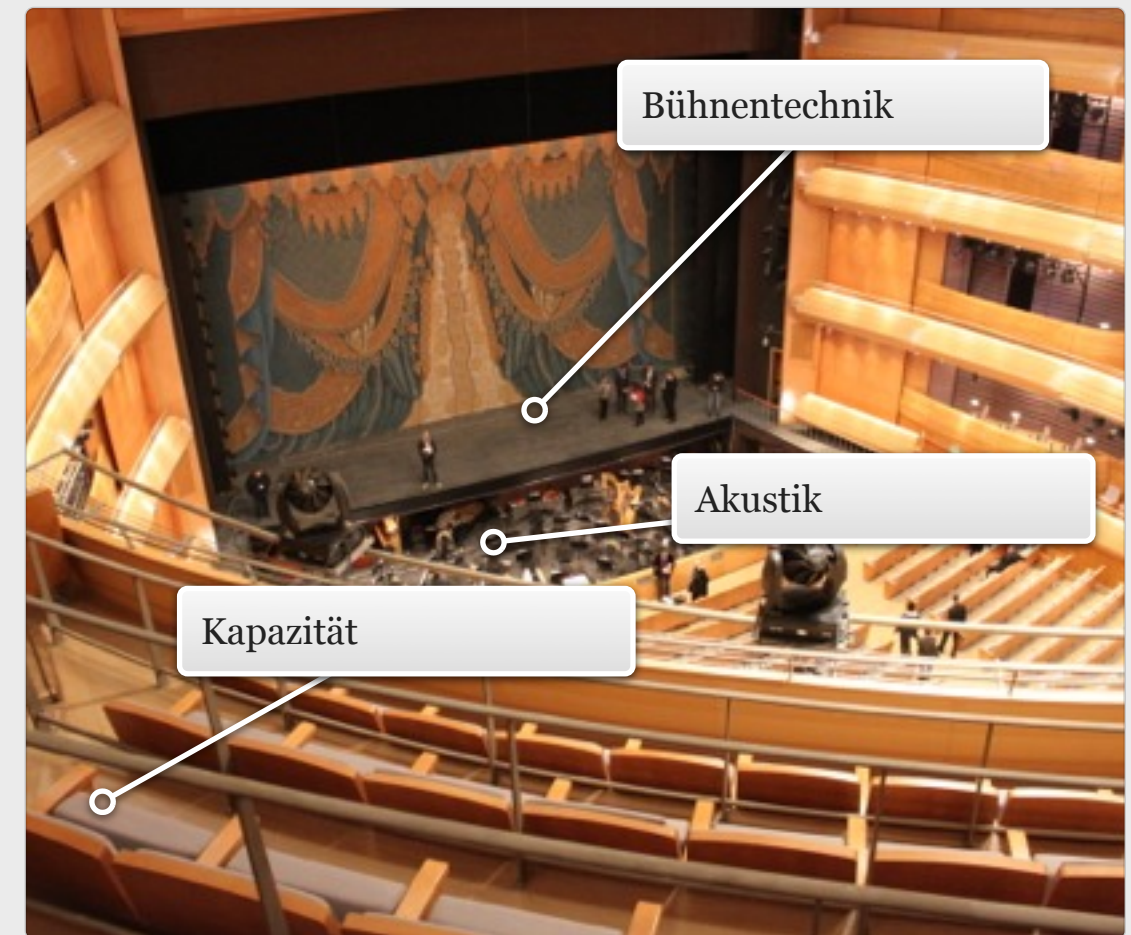
Das Mariinsky-Theater ist das zweitwichtigste Theater in Russland – nach dem Bolshoi Theater in Moskau – und hat angebaut, weil die massive Nachfrage (der Russen und der Touristen) mit dem 150-jährigen Ursprungstheater nicht mehr gedeckt werden konnte. Interessant beim Mariinsky ist auch, dass der Chefdirigent, Valery Gergiev, ab 2015 zu den Münchner Philharmonikern geht – auch er wird natürlich zu Wort kommen.

BmE (Beitrag mit Einspielungen)

Länge: 3.30 - 5.00 min.

Lieferbar bis: 2. Mai 2013 (18 Uhr MEZ)

INTERAKTIV 8.1 Das neue Mariinsky-Theater (innen)



Nun zur anderen Herangehensweise: Dass ich losfahre, ohne Auftrag in der Tasche, und einfach mitbringe, was mir vors Mikrofon springt, kommt selten vor. Es ist es eher so, dass ich auf Recherchereise bin, zufälligerweise noch das eine oder andere Thema entdecke und das einfach *zusätzlich* mitnehme.

Denn die Frage, die sich daran anschließt ist ja die der **Reisekosten**.

Die Reisekostenetats werden immer weiter zusammengestrichen und da ist es immer schwieriger, Reisekostenzuschüsse zu bekommen. Aber: **Man muss danach fragen.** Natürlich ist es mühsam, so etwas zu verhandeln. Doch: Was ist die Alternative? Ich finde, man muss dafür sorgen, dass sich in den Redaktionen das Verständnis durchsetzt, dass man Geschichten vom Ende der Welt – also zum Beispiel aus Wladiwostok oder Papua-Neuginea – nicht umsonst haben kann.

Letztes Jahr habe ich eine Kollegin in Kasachstan getroffen, die mir erzählt hat, dass sie immer so hohe Reisekosten gehabt hätte, wenn sie die anderen zentralasiatischen Länder bereist hätte, um im Anschluss darüber zu berichten. Das habe sich einfach auf Dauer nicht gerechnet – weil die Redaktionen keinen Cent dazugegeben hätten und sie die Reisekosten von ihrem Honorar bestreiten musste. Nach sieben Jahren hat sie den Journalismus an den Nagel gehängt und ist in die Öffentlichkeitsarbeit gegangen.

Ich finde, man muss BEVOR man so eine Recherche macht alles genau durchrechnen und ehrlich zu sich selber sein. Vor allem muss man die Frage beantworten:

Bleibt dabei noch genug für mich übrig oder beute ich mich gerade selbst aus, nur um die Geschichte zu machen?

Das kann man mal machen, aber ständig geht es nicht. Eine Kollegin meinte einmal, eine journalistische Geschichte müsse im Idealfall drei Dinge bringen: *Spaß, Geld und Ehre...* mindestens aber zwei der drei Dinge.

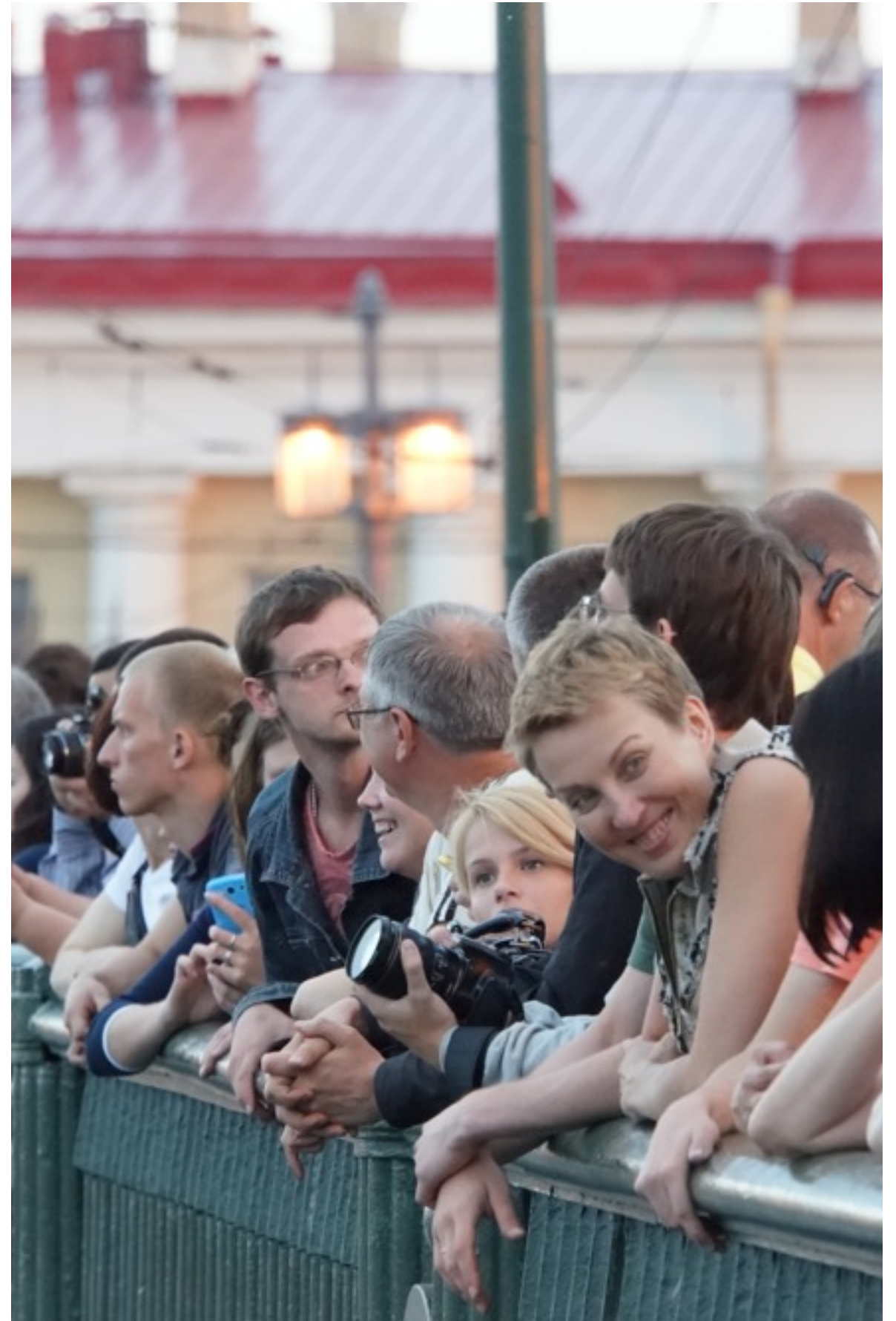


Eine aufwändige Reportage, egal ob für Radio, Print oder TV, muss angemessen honoriert werden. Und man sollte den Mut haben dieses Honorar (plus Reisekostenzuschuss) auch einzufordern. Das Gegenargument – dann findet die Geschichte eben überhaupt nicht statt – kann kommen. Aber ich habe das Gefühl, die Redaktionen sind durchaus bereit, etwas für exklusive Geschichten zu bezahlen.

Wie viel, das hängt vom Verhandlungsgeschick jedes einzelnen Reporters ab. Allgemein gesprochen: Journalistische Arbeit hat ihren Preis – und damit später für den Leser auch ihren Wert. Nur unter dieser Voraussetzung ist eine Zusammenarbeit zwischen Redaktion und Reporter befruchtend, motivierend, mitunter auch beglückend.

Alternative Finanzierung

Wenn die Recherchekosten von der Redaktion nicht bezahlt werden, gibt es eine Reihe von alternativen Finanzierungsmodellen wie zum Beispiel Recherchestipendien. Oder neuerdings: Crowdfunding.



Alternative Finanzierung

CHECKLISTE

1. Nach Recherchestipendien Ausschau halten.
2. Bewerben.
3. Sich mit Crowdfunding vertraut machen.
4. Wenn das Thema geeignet ist, ggf. ein Crowdfunding-Projekt starten.

Seminyak-Stipendium (Anmeldefrist: 14.10.2013):

Dirk Kurbjuweit (DER SPIEGEL) und Claus Kleber (heute journal) stiften ein eigenes, mit 10.000 Euro dotiertes Recherche-Stipendium – dazu Kurbjuweit gegenüber dem Reporter-Forum: „Für mich ist es ein schwer erträglicher Gedanke, dass die Welt rasch zusammenwächst, der Journalismus aber nicht Schritt halten kann, weil kaum ein Verlag aufwendige Recherchen finanzieren will.“ Gefördert werden Geschichten von freien und angestellten Journalisten (bis 35 Jahren), die für ein Print-Medium vorgesehen sind.

Mehr unter:

<http://www.reporter-forum.de/index.php?id=206>

Otto-Brenner-Recherchestipendium (Anmeldefrist: 31.07.2013):

In Zusammenarbeit mit netzwerk recherche werden jedes Jahr drei Recherche-Stipendien in Höhe von je 5.000 Euro ausgelobt. Die jeweiligen Stipendiaten werden von erfahrenen Journalisten begleitet, die als Mentoren bei der journalistischen Arbeit zur Seite stehen. Ein ausführliches Themen-Exposé sowie ein genauer Recherche-, -kosten- und -zeitplan sind die Voraussetzung für die Teilnahme am Wettbewerb.

Mehr unter: <http://www.otto-brenner-preis.de>

USA-Standardprogramm für deutsche Rundfunkjournalisten (Anmeldefrist: Oktober 2013 / April 2014):

Bevorzugt berücksichtigt werden Politikredakteure/-journalisten von Nachrichten- und Magazinsendungen (Radio / TV), die häufig mit transatlantischen Themen zu tun haben. Bei zu vielen Bewerbungen muss mit Wartelisten oder Platzierungsangeboten für spätere Programme gerechnet werden.

Mehr unter:

<http://www.riasberlin.de/rcom-exch/rcod-exch-usa.html>

Anna-Maria and Stephen M. Kellen Fellowships (Anmeldefrist: 31.07.2013):

Das Stipendium der Kellen Fellowships bietet begabten Journalisten aus den Bereichen Printmedien, Rundfunk und Neue Medien – wenn sie in Berlin leben – die Gelegenheit, für bis zu drei Wochen in die USA zu reisen, um Interviews mit Politikern und führenden Persönlichkeiten aus dem kulturellen Bereich zu führen, Artikel zu recherchieren und einen Eindruck von der Arbeit des amerikanischen Pressesystems zu bekommen. Die Stipendiaten werden angehalten, Reisen in verschiedene amerikanische Städte zu unternehmen, um zu recherchieren, Interviews zu führen und nach Geschichten zu suchen.

Mehr unter:

<http://www.acgusa.org/index.php?section=jrn-kellen>

investigate! (Anmeldefrist: 30.09.2013)

Gesucht werden mutige, anspruchsvolle und investigative Journalismusprojekte, die Aufklärung über internationale Zusammenhänge leisten und zeigen, welche Auswirkungen diese gesellschaftspolitisch relevanten Themen auf Menschen und Organisationen in Deutschland, Österreich und der Schweiz haben. Die Initiative vergibt Stipendien in einer Höhe von insgesamt 15.000 Euro.

Mehr unter: <http://investigate-ev.net>

dpa news talent (Anmeldefrist: 31.05.2014):

Der Preis wird für besondere, kreative, innovative journalistische Projekte vergeben, sowie für starke Reportagen und investigative Recherchen. Gefragt sind Talente im Alter zwischen 20 und 30 Jahren, die bereits besonders kreative journalistische Projekte veröffentlicht haben. dpa news talent sucht innovative, multimediale, ungewöhnliche Beiträge mit „Wow“-Effekt. Die eingereichten Arbeiten sollen ebenso überraschen wie überzeugen. Der Hauptpreis ist ein vierwöchiges Auslandsstipendium, das die Mitarbeit in einem Korrespondentenbüro der dpa beinhaltet (inklusive Unterkunft, Reisekosten und 500 Euro Taschengeld).

Mehr unter:

<http://www.dpa.com/dpa-news-talent.1006.0.html>

Trialog-Journalistenstipendium (Anmeldefrist: 15.03.2014):

Das Stipendienprogramm zielt auf einen gegenseitigen Austausch mit dem Nahen Osten: Es ermöglicht vier deutschen Nachwuchsjournalisten, u. a. an der Rothberg International School der Hebrew University in Jerusalem ein Semester lang, Hebräisch zu lernen und die Geschichte, Kultur und politische Situation Israels und des Nahen Ostens zu studieren.

Mehr unter:

www.herbert-quandt-stiftung.de/root/index.php?page_id=36&

Reuters Fellowship (Anmeldefrist: variiert):

Das Reuters Institute der Oxford-University bietet Stipendien für etablierte Journalisten in der Karrieremitte mit mindestens fünfjähriger Berufserfahrung und guten Englischkenntnissen. Journalisten aus aller Welt können drei, sechs oder neun Monate in Oxford studieren und Themen intensiv bearbeiten. Studienbeginn ist im Oktober, Januar oder April. Die Stipendiaten nehmen an Seminaren teil und verfassen Texte, die akademische Standards erfüllen. Das Stipendium umfasst die Kosten für Reise, Unterbringung und Lebensunterhalt.

Mehr unter:

<https://reutersinstitute.politics.ox.ac.uk/fellowships/about.html>

Grenzgänger (Anmeldefrist: 31.10.2013):

Wer Mittel-, Ost- und Südosteuropa oder China entdecken will, wer eine deutschsprachige Veröffentlichung plant und auf Recherchereise Richtung Osten aufbrechen möchte, kann sich um diese Förderung bewerben. Gesucht werden Autoren, die Informationen aus erster Hand sammeln, authentische Orte besuchen wollen und einen eigenen Blick wagen. Die Veröffentlichungen sollen ein breites Publikum erreichen können, zu Diskussionen anregen und zu mehr Verständnis für die Länder Mittel-, Ost- und Südosteuropas und China beitragen. Willkommen sind literarische und essayistische Prosa, Foto-(text)bände, Kinder- und Jugendbücher, aber auch Drehbücher für Dokumentarfilme und Hörfunkbeiträge.

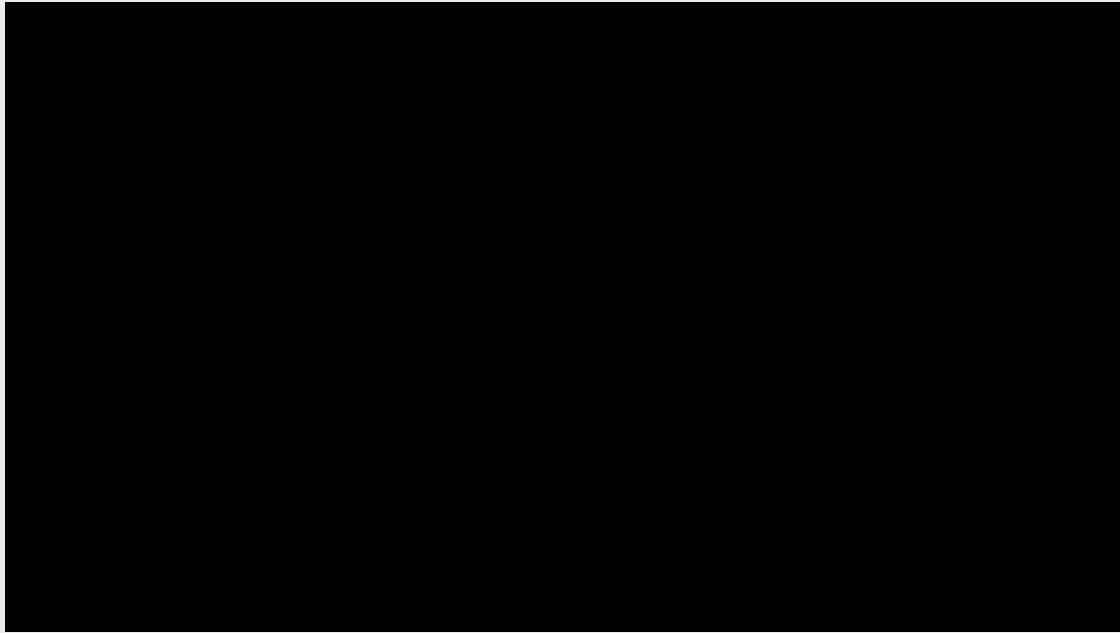
Mehr unter: www.lcb.de/autoren/grenzgaenger/

Die Liste erhebt keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit. Vielmehr soll es eine Inspirationsquelle sein und zeigen was alles möglich ist.

Mehr zu Stipendien und auch Preisen findet ihr unter <http://www.journalist.de/karriere/stipendien.html>.

*Eine weitere Möglichkeit, eine Recherche zu finanzieren, ist das **Crowdfunding**.*

FILM 9.1 Thema: Selbstverbrennungen in Tibet



Mein Crowdfunding-Projekt „Der flammende Tibeter“ lief 53 Tage auf der Plattform www.krautreporter.de.

Das Crowdfunding wird den Qualitätsjournalismus nicht retten, aber es schafft Freiräume für einzelne Projekte, die sonst nicht hätten umgesetzt werden können. Dazu auch ein Interview, das ich der Crowd-Universität ununi.tv gegeben habe: http://www.youtube.com/watch?feature=player_embedded&v=TXtKFHn3Gls.

Während meines Crowdfunding-Projekts, habe ich unterschiedliche Lehren gezogen, die man auf meinem Blog nachlesen kann:

<http://www.pauline-tillmann.de/2013/02/der-flammende-tibeter/>. Die 15 Lehren in der Übersicht:

1. **Lehre: So ein Crowdfunding-Projekt ist kein Selbstläufer.**
2. **Lehre: Suche nach Zielgruppen und Communities, für die das Thema interessant sein könnte.**
3. **Lehre: Man lernt nie aus.**
4. **Lehre: Deutschland ist nicht USA.**
5. **Lehre: Mach' dich frei.**
6. **Lehre: Das Thema bleibt schwierig.**
7. **Lehre: Lerne von anderen.**
8. **Lehre: Bau dir eine Crowd auf.**
9. **Lehre: Von nix kommt nix.**
10. **Lehre: Crowdfunding ist nicht zu verwechseln mit Crowdfunding.**
11. **Lehre: Auf die Kampagne kommt es an.**
12. **Lehre: Finde prominente Unterstützer.**
13. **Lehre: Entwerfe eine Facebook-Fan-Page.**
14. **Lehre: Fang' klein an.**
15. **Lehre: Habe Mut zu scheitern.**

Es hat mich mal jemand gefragt, ob es keine deutsche Bezeichnung für Crowdfunding gibt. Doch, gibt es: „Schwarmfinanzierung“. Klingt aber nicht so sexy. Deshalb nennt man es Crowdfunding. Angefangen hat das Ganze da, wo vieles seinen Anfang nimmt – in den USA. Schon vor zehn Jahren ging die Internet-Plattform www.artistshare.com an den Start. Die Seite hat Musikern ermöglicht, Geld für die Produktion eines Albums zu sammeln bevor es veröffentlicht worden ist. Später folgte www.sellaband.com mit dem Slogan „Where fans invest in music“. Laut Wikipedia konnten bis September 2010 mehr als 50 Bands jeweils 50.000 Dollar einnehmen, um ein Album zu produzieren.

Seit 2009 gibt es in den USA <http://www.kickstarter.com/>. Hier ist das Angebot breiter gefächert: Es reicht von Comics über Tanz, Design, Fashion bis hin zu Essen und Games. Wenig später folgte <http://www.indiegogo.com/>, was es inzwischen auch auf Deutsch gibt.

In Deutschland war **Startnext** die erste Crowdfunding-Seite. Hier findet man eine Übersicht der erfolgreichsten Projekte seit 2010:

<http://www.startnext.de/Projekte.html#!erfolgreich/alle/beliebtheit-d/25>. Weitere Crowdfunding-Seiten in Deutschland sind:

- <http://www.pling.de/>
- <http://www.inkubato.com/de/>
- <http://www.visionbakery.com/>

Dabei werden ganz unterschiedliche Projekte vorgestellt. Was ich erstaunlich finde – es konnten mit Crowdfunding 150.000 Euro gesammelt werden, damit 20 Folgen „Störsender TV mit Dieter Hildebrandt“ produziert werden können. Als Lobredner wird kein geringerer als Comedy-Star Urban Priol aufgeföhren. In einer Slide-Show ist sogar die Rede davon, dass 2012 etwa 1,2 Millionen Euro für Crowdfunding-Projekte ausgegeben worden seien:

<http://de.slideshare.net/ReneKlein/crowd-funding-monitor-2012-9-m-2012>. Außer Konkurrenz: Für die TV-Serie „Stromberg“ kamen mit Hilfe des Schwarms innerhalb von einer Woche eine Million Euro zusammen.

Dabei lässt sich eine durchschnittliche Erfolgsquote von etwa 30 Prozent ausmachen. Das heißt, jedes dritte Projekt kann finanziert werden, zwei von drei scheitern. Die Plattform, auf der ich mein Projekt „Der flammende Tibeter“ gestartet habe – www.krautreporter.de – ist dezidiert auf journalistische Projekte ausgerichtet. Sie ging erst 2013 an den Start und gilt damit als die jüngste unter den Crowdfunding-Seiten in Deutschland. Auch immer mehr Start-Ups nutzen solche Plattformen für ihre Projekte, so zum Beispiel <https://www.berlincrowd.com/>, <http://www.nordstarter.org/> und <http://www.dresden-durchstarter.de/>. In Österreich ist seit 2010 die Plattform <http://www.respekt.net/> aktiv. Ungewöhnlich ist, dass es sich um einen Verein handelt, der sich damit für zivilgesellschaftliche Projekte einsetzt. 2012 spendeten die Österreicher dafür mehr als 200.000 Euro. Ich glaube: Da geht noch mehr.

Wenn man ein Crowdfunding-Projekt starten will, muss man sich im Vorfeld eine **Kampagne** überlegen. Dazu gibt es Tipps im Buch von Alexandra Harzer („Erfolgsfaktoren im Crowdfunding“):

<http://www.db-thueringen.de/servlets/DerivateServlet/Derivate-26007/ilm1-2012100176.pdf>.

Auch interessant ist „co:funding“, eine Subkonferenz der re:publica. Im letzten Jahr hat sie zum zweiten Mal stattgefunden. Eine aufwändige Dokumentation gibt's unter:

<http://www.cofunding.de/Konferenz-2012/Dokumentation.html>. Sie ist für jeden – ohne Gebühr – zugänglich. Ich fand vor allem die beiden Einführungsvorträge inspirierend, also

„Crowdfunding Status Quo: Deutschland und USA“ und „Praxis: Finanzierungsstrategien für Journalisten, Autoren und Verlage“.

Ich glaube, das Wichtigste ist: Prüfen, ob das eigene Projekt überhaupt fürs Crowdfunding geeignet ist. Dafür ist es wichtig, dass es ein konkretes Produkt ist (wie die „Freien-Bibel“ der Freischreiber). Wenn es im Ungefähren bleibt, läuft man Gefahr, nicht genug Menschen zu erreichen. Ein gutes Beispiel dafür ist das Webdoku-Projekt von *Daniel Bröckerhoff*: <http://www.startnext.de/strytv>. Er will „das Fernsehen völlig neu erfinden“ und braucht dazu 42.000 Euro. Gerade für einen Newcomer, der weithin unbekannt ist, ist das eine ziemlich große Summe. Deshalb wird er damit wohl auch scheitern, obwohl die Frist bereits einmal verlängert worden ist:

<http://www.paulines-podcast.de/2013/07/daniel-brockerhoff/>.

Ich würde jedem raten, klein anzufangen. Denn man darf sich auch nichts vormachen: So eine Kampagne ist zeit-aufwändig. Wenn man nebenher Geld verdienen muss, ist es gar nicht so einfach, alles unter einen Hut zu bekommen.

Zweiter Tipp: **Crowd aufbauen.** Ein Drittel der Summe kommt meist von Familie, Freunden oder Bekannten. Zwei Drittel kommen demnach von völlig fremden Menschen. Diese müssen aber von dem Projekt überzeugt werden, deshalb ist ein gutes Video unabdingbar. In diesem Video erklärst du, warum es dieses Projekt braucht und was deine Motivation ist. Gut ist auch, wenn die Crowd Einfluss auf das Endprodukt hat wie zum Beispiel beim Buchprojekt des SZ-Redakteurs *Dirk von Gehlen*: <http://www.startnext.de/neueversion>.

Interessant in diesem Zusammenhang ist die Karriere, die *Tilo Jung* mit Hilfe von Crowdfunding hingelegt hat. Sein Projekt lief sehr erfolgreich auf

<https://krautreporter.de/de/jungundnaiv>. Sein Konzept: „Jung und naiv“. Das heißt, er mimt den Erstwähler, der keine Ahnung von Politik hat und Politikern einfache, vermeintlich naive Fragen stellt. Einzelne Folgen gibt's auf:

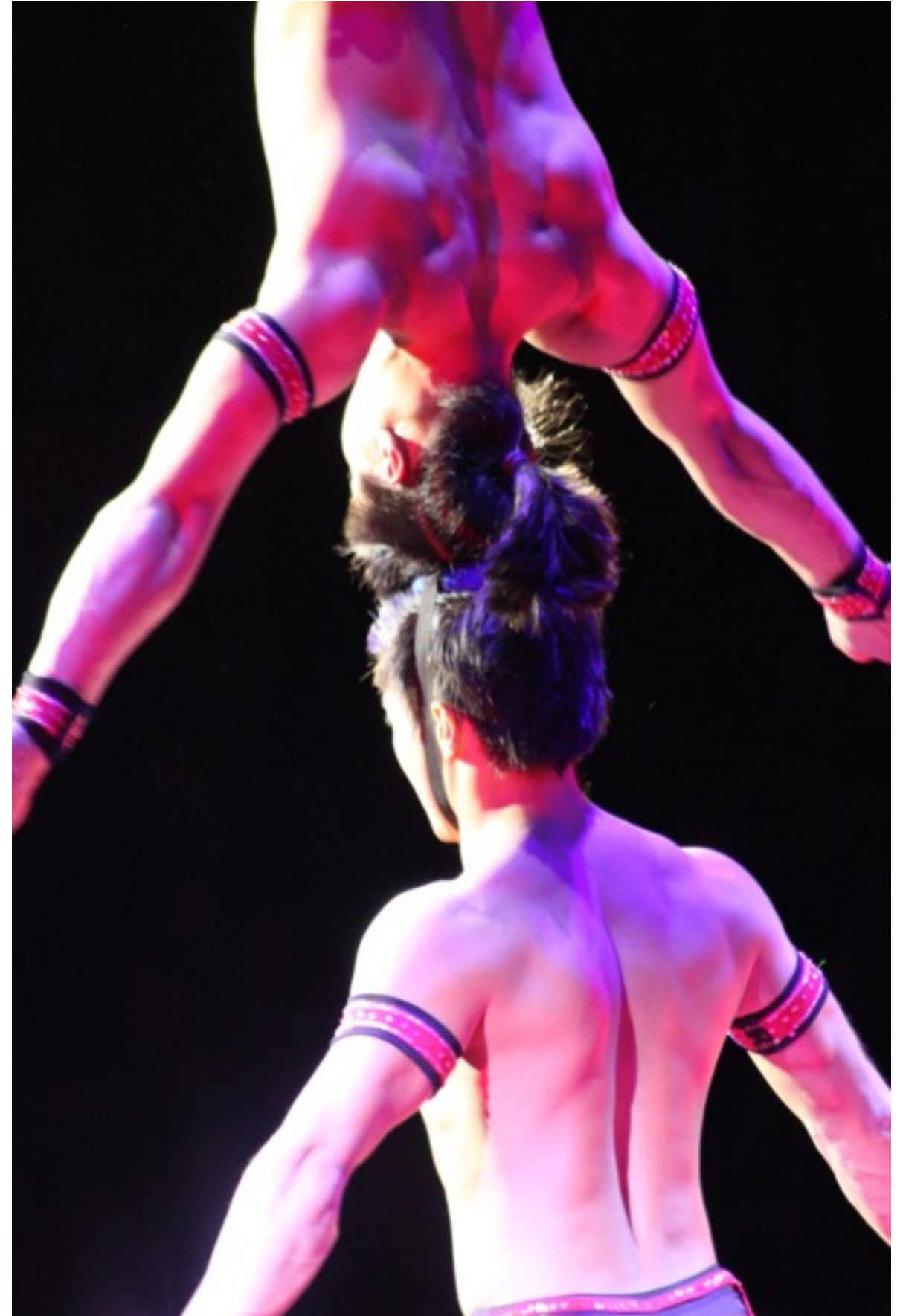
<http://www.youtube.com/user/Nfes2005?feature=watch>.

Damit hat er es bis in die Sendung von Markus Lanz geschafft: http://www.youtube.com/watch?v=qmFcjF22_AY. Zwischenzeitlich wurde er als neuer Moderator bei „Joiz Germany“ präsentiert, einem privaten Fernsehkanal, der sich explizit an ein jüngeres Zielpublikum richtet

(http://de.wikipedia.org/wiki/Joiz_Germany). Auf der aktuellen Webseite ist davon aber nichts mehr zu lesen.

Das Netzwerk

Unterschiedliche Faktoren tragen dazu bei, dass man im Ausland erfolgreich ist. Ein wichtiger Faktor ist das Netzwerk.

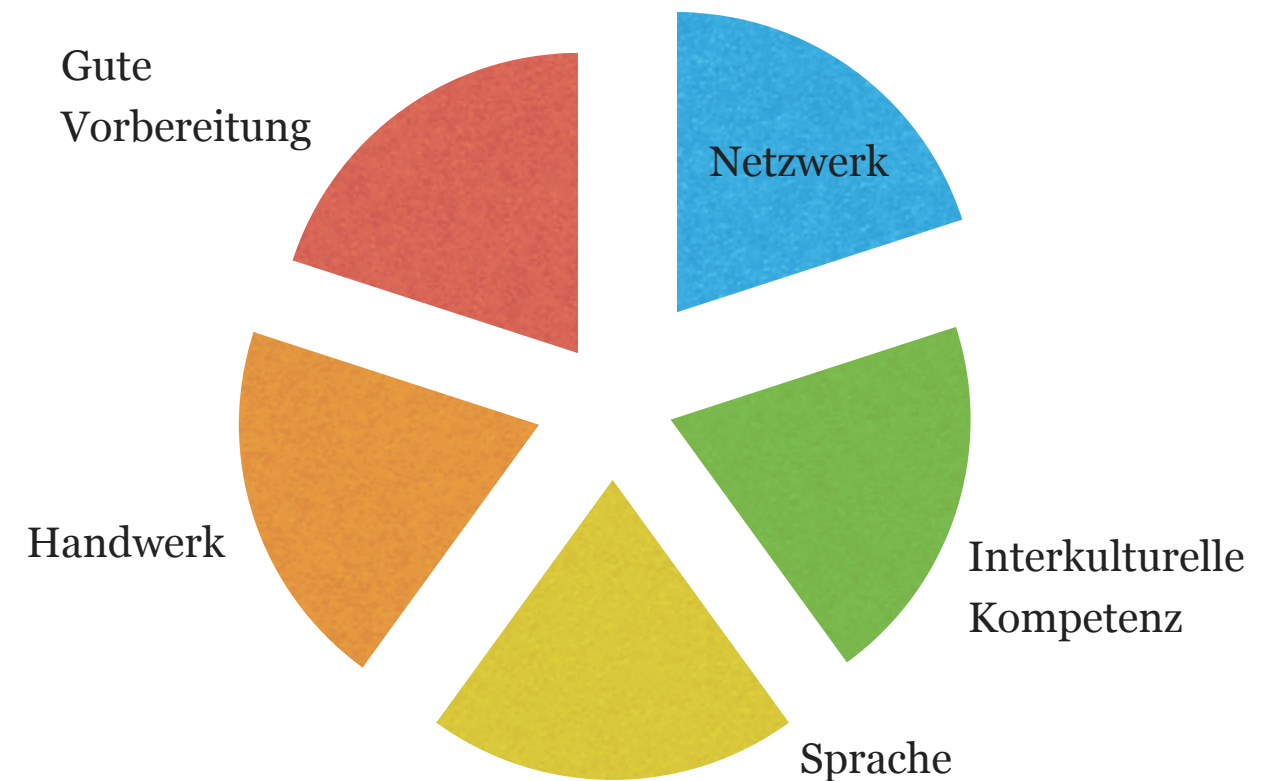


Das Netzwerk

CHECKLISTE

1. Journalistisches Netzwerk ausbauen.
2. Konferenzen und Tagungen besuchen, um sich mit anderen Journalisten auszutauschen.
3. Sich ehrenamtlich engagieren – Möglichkeiten gibt es mehr als genug.

Aus meiner Sicht gibt es unterschiedliche Erfolgsfaktoren:



Die meisten habe ich bereits angesprochen. Das, was noch fehlt, ist das Netzwerk. Ich arbeite seit zwölf Jahren als Journalistin. Ich habe bei einer kleinen Lokalzeitung in Ellwangen (Baden-Württemberg) angefangen und hatte viele verschiedene Stationen. Im Laufe der Zeit habe ich mir ein großes Netzwerk aufgebaut, von dem ich hier in St. Petersburg sehr profitiere. Das heißt: Ich überlege mir ein Thema und denke gleichzeitig darüber nach, wer aus meinem Netzwerk der richtige Ansprechpartner ist – oder den richtigen Ansprechpartner kennen könnte. Und: Es gibt jede Menge Vereine und Verbände, in denen sich Journalisten zusammenschließen, weil sie der Meinung sind: Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Einzelteile. Oder auch: Gemeinsam sind wir stark.

n-ost: <http://www.n-ost.org>

n-ost ist eine Agentur (mit Sitz in Berlin) für Osteuropa-Inhalte und ein Netzwerk für Journalisten aus Ost und West.

Ich bin mit dem Netzwerk seit vielen Jahren verbunden und weise an dieser Stelle besonders auf den jährlichen Reportagepreis (<http://www.n-ost.org/reportagepreis>) hin, sowie das Internet-Magazin Ostpol (<http://www.ostpol.de>) und die Medienkonferenz, die jedes Jahr in einer anderen osteuropäischen Stadt stattfindet – in diesem Jahr in Lviv / Lemberg (<http://www.n-ost.org/medienkonferenz>).

Jährlich ist ein Teilnehmerbeitrag von 80 Euro zu entrichten, dafür bekommt man regelmäßig Vereinsnachrichten und ist im Verteiler des „Artikeldienstes“, für den man auch als Korrespondent tätig werden kann. Mehr dazu unter:

<http://www.n-ost.org/artikeldienst>.

Weltreporter: <http://www.weltreporter.net>

Die Weltreporter haben sich vor einigen Jahren einen Namen gemacht. Gegründet von DJS-Absolvent Janis Vougioukas, hat es sich einem renommierten Netzwerk entwickelt, dem mittlerweile 46 Korrespondenten angehören, die aus 160 Ländern der Welt berichten.

Während bei n-ost also ein gewisser Schwerpunkt auf Themen aus Osteuropa gelegt wird, sind die Weltreporter in jeder Ecke der Welt zuhause. Zu den Kunden der Weltreporter gehören unter anderem die ARD, GEO, SZ, stern, Die Zeit, Mare u. v. m.

Eine Übersicht, wo die Weltreporter sitzen, findet man hier: <http://www.weltreporter.net/de/standorte.html>. Für die Aufnahme ins Netzwerk muss man eine Bewerbung schreiben, über die im Vorstand entschieden wird.

jungejournalisten.de:

<http://www.jungejournalisten.de>

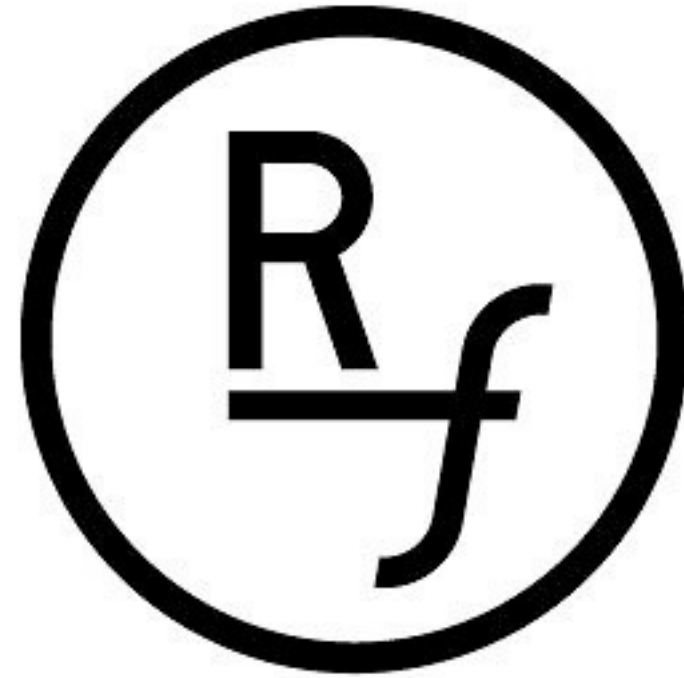
Jungejournalisten.de ist ein virtuelles Netzwerk, das sich vor allem über die interne Plattform austauscht. Ein bis zwei Mal im Jahr findet ein Bundestreffen statt, bei dem man interessante Medienvertreter zum Gespräch trifft. Das Ganze dauert von Donnerstagabend bis Sonntagmittag und wird in der Regel von 15 bis 20 Jungjournalisten besucht.

Um Mitglied im Netzwerk zu werden, muss man nur eine Bewerbung schreiben. Da es sich um keinen Verein handelt, gibt es keinen Jahresbeitrag.

Ich habe mich acht Jahre lang in dem Netzwerk engagiert und unter anderem den Reportagepreis für junge Journalisten – den „jj-reportagepreis“ – ins Leben gerufen. Außerdem kooperiert das Netzwerk mit der Jugendpresse Deutschland und organisiert jedes Jahr ein Mentorenprogramm:

<http://www.jugendpresse.de/unterstuetzung-und-service/mentorenprogramm/>.

Jungejournalisten.de richtet sich an 18- bis 26-Jährige – also in erster Linie an Studenten, Volontäre oder Journalistenschüler. Für den Reportagepreis kann man sich bis 30 Jahre bewerben. Die prämierten Texte werden auf Süddeutsche.de veröffentlicht – außerdem winkt ein Preisgeld. Die aktuelle Ausschreibungsfrist endet am 31. Juli 2013.



Das Reporter-Forum: <http://www.reporter-forum.de>

Das Reporter-Forum ist eine Initiative von drei Journalisten: von Cordt Schnibben, Stephan Lebert und Ariel Hauptmeier. Die drei haben vor sieben Jahren einen Verein gegründet. Das Herzstück des Vereins ist der „Reporter-Workshop“, ein Branchentreffen in Hamburg, bei dem rund 300 Reporter über Texte und neuartige Projekte diskutieren. Seit 2009 vergibt das Reporter-Forum darüber hinaus den „Deutschen Reporterpreis“ in acht Kategorien. Ein Interview mit Ariel Hauptmeier über die Idee des Forums findet ihr hier:

<http://www.paulines-podcast.de/2013/05/ariel-hauptmeier/>.



netzwerk recherche:

<http://www.netzwerkrecherche.de>

Früher war „netzwerk recherche“ gleichbedeutend mit Thomas Leif. Seit zwei Jahren ist der SWR-Chefreporter nicht mehr im Vorstand, so dass der Verein immer mehr als eigenständig wahrgenommen wird. Auf der Homepage heißt es: „Er (der Verein) tritt ein für den in Deutschland vernachlässigten recherchierenden Journalismus.“

Herzstück des Vereins ist die netzwerk-recherche-Jahreskonferenz – meiner Meinung nach die beste Journalistenkonferenz Deutschlands. Einmal im Jahr findet sie auf dem Gelände des NDR in Hamburg statt. Und: Zwei Tage lang wird diskutiert, Fritten gegessen und journalistisches Handwerkszeug erweitert. Der Teilnehmerbeitrag beträgt 60 Euro für nr-Mitglieder, 100 Euro für Nichtmitglieder. Kurzum: Wenn man es zeitlich irgendwie einrichten kann: Es lohnt sich!

Neben der Jahrestagung, organisiert der Verein Fachkonferenzen, bringt Publikationen heraus

(<http://www.netzwerkrecherche.de/Publikationen/>) und vergibt einmal im Jahr drei Recherchestipendien, in Kooperation mit der Otto-Brenner-Stiftung (siehe Kapitel „Alternative Finanzierung“).



DJV: <http://www.djv.de>

Es gibt in Deutschland zwei Gewerkschaften: verdi und den Deutschen Journalisten-Verband (DJV). Sie vertreten die Interessen der Journalisten, zum Beispiel gegenüber Verlagen. Vorteile, wenn man Mitglied wird, sind: Rechtsschutz, die Ausstellung des Presseausweises sowie Netzwerk und Seminare.

Ich selber war jahrelang als Vorsitzende der Fachgruppe Junge Journalisten beim Bayerischen Journalisten-Verband in München tätig. In dieser Zeit habe ich gemeinsam mit meinem Stellvertreter und heutigen Vorsitzenden, Christian Pfaffinger, viele Veranstaltungen organisiert. Wenn man Verbandsluft schnuppern und sich engagieren möchte, ist so ein Ehrenamt sicher nicht das Schlechteste.

Alle zwei Jahre gibt es eine Fachtagung für junge Journalisten namens „24 Stunden Zukunft“. 2011 fand sie in Hamburg statt: <http://www.djv-hamburg.de/files/documents/24H.pdf>. 2013 wird sie in Köln stattfinden.

Frei schreiber

Freischreiber: <http://www.freischreiber.de>

Die Freischreiber sind ein Berufsverband speziell für freie Journalisten. Der Verband liefert für 120 Euro Mitgliedsbeitrag im Jahr Rechtsberatung, Regionaltreffen, Arbeitsgruppen u. v. m. Mit Hilfe von Crowdfunding haben die Freischreiber genug Geld gesammelt, um im Herbst 2013 die sogenannte „Freien-Bibel“ herauszubringen:

<https://krautreporter.de/de/freienbibel#about>.

Journalists.network:

<http://www.journalists-network.org>

Auch journalists.network ist ein Netzwerk, genauer gesagt, „ein Zusammenschluss junger Reporter, Redakteure und Autoren, die mit Pressegesprächen und Recherchereisen den Auslandsjournalismus stärken“. Das heißt konkret, dass Journalisten für andere Journalisten eine Recherchereise organisieren. Das kostet viel ehrenamtliches Engagement – vor allem die Suche nach Sponsoren und Unterstützern ist mühsam – aber

GALERIE 10.1 journalists.network-Reise nach Brasilien 2013



Im Januar 2013 ging es mit journalists.network nach Brasilien – das Oberthema lautete „Brasiliens Boom“.

• • • • •

wenn so eine Reise zustande kommt, ist das eine tolle Sache! Ich habe 2006 eine Reise nach Rumänien organisiert, 2010 nach Moldau / Transnistrien und 2012 nach Polen / Ukraine. Im Moment organisiere ich eine Reise nach Sotschi für November 2013. Meistens organisiert man so eine Reise nicht alleine sondern ist zu zweit oder zu dritt. Jedes Jahr finden drei bis vier solcher Reisen statt, für die sich jeder bewerben kann. Hat man an einer Reise teilgenommen, ist man automatisch Alumni und wird über Vereinsaktivitäten informiert.

In puncto Netzwerk würde ich gerne noch kurz den Punkt „**Journalistenkollektiv**“ aufgreifen. Journalisten, die sich zusammenschließen gab es schon immer. Das „Berliner Journalistenbüro“ schreibt zum Beispiel auf seiner Homepage, dass es seit 1991 existiert.

Dennoch ist es heutzutage vielleicht wichtiger denn je, zusammenzuarbeiten. Sei es, wenn zwei Wirtschaftsjournalisten sich zusammenschließen

(<http://www.weitwinkel-reporter.de/index.php>) oder wenn man gleich eine Agentur gründet, um hochwertige Multimedia-Reportagen anzubieten:

<http://www.2470media.com/index.82.de.html>.



Die preisgekrönte Autorin Amrai Coen beim Interview in Hamburg 2013.

Besonders interessant finde ich den Zusammenschluss des Journalistenkollektivs „enarro“ (<http://www.enarro.de>).

Dazu ein Interview mit der 26-jährigen ZEIT- Autorin **Amrai Coen**, das ich im Juni in Hamburg geführt habe.

AUDIO 10.1 Interview über „enarro“
und die Zukunft des Journalismus

Weitere Interviews unter www.paulines-podcast.de.

Weitere Beispiele

Da ich nicht die einzige freie Korrespondentin im Ausland bin, möchte ich Beispiele von anderen Freien aufzeigen und der Frage nachgehen: Was ist ihr persönliches Erfolgsgeheimnis?



Weitere Beispiele freier Auslandskorrespondenten

1. Dirk Auer (Sofia / Belgrad)
2. Ulrich Krökel (Warschau)
3. Simone Schlindwein (Moskau / Kampala)
4. Inna Hartwich (Moskau / Peking)
5. Veronika Wengert (Moskau / Zagreb)
6. Norbert Rütsche (Sarajevo / Pristina)

1. Dirk Auer, freier Korrespondent in Belgrad

Ich bin 43 Jahre alt. Bevor ich nach Sofia (und später nach Belgrad) gegangen bin, habe ich in Oldenburg gelebt. Ich habe dort promoviert und mich dann für den Journalismus entschieden. Ziemlich bald bin ich ins Ausland gegangen – rückblickend würde ich sagen, das war ein „Karriere-Beschleuniger“. Mein Interesse an der Region bekam ich durch ein Researchstipendium. Ich fand das alles super spannend und aufregend, kam zurück und irgendwie war klar: Ich will's versuchen. Ich war zunächst sieben Jahre lang in Sofia.

Auf Sofia fiel die Wahl aus strategischen Überlegungen: Die Stadt liegt, wenn man über die ganze Region berichten will, recht zentral, Bulgarien stand kurz vor dem EU-Beitritt und schien journalistisch ein weißer Fleck zu sein. Sieben Jahre später, im März 2013, ging's dann nach Belgrad. Von Sofia aus bin ich viel gereist, so dass ich auch schon vorher oft in Belgrad war. Außerdem ist es, glaube ich, nicht schlecht, nach einer gewissen Zeit den Ort zu wechseln – aber auch nicht zu früh, weil es lange dauert, bis man Dinge einordnen kann.

Meine Hauptabnehmer sind die ARD und der Deutschlandfunk. Ich mache zu 70 Prozent Radio, zehn Prozent Lehraufträge, zehn Prozent Print, zehn Prozent Sonstiges.

Mein Erfolgsrezept, dass ich davon leben kann, ist dass ich fast ausschließlich Themen und Dinge mache, die mich interessieren. Ich habe recht schnell ein Profil entwickelt, bin zur „Marke“ geworden und mache ich mir deshalb auch noch kei-

ne Gedanken, wann ich wieder nach Deutschland zurückkehre. Am meisten reizt mich an der Region die Vielfalt der Themen und Länder in einem gemeinsamen historisch-kulturellen Raum. Die größte Herausforderung bleibt nach wie vor die Sprache – das ist unerlässliches Arbeitsmittel. Es dauert leider doch immer ziemlich lange, bis man sich damit einigermaßen sicher bewegen kann.

Anderen Kollegen, die auch ins Ausland gehen wollen, würde ich raten, Mut und Abenteuerlust mitzubringen. Es gibt viele Wege! Ich hatte vorher noch nicht lange als Journalist gearbeitet, war noch nie in der Stadt, in die ich dann gezogen bin, kannte niemanden und kein Wort der Sprache, hatte keine Vorab-Kontakte zu Auslandsredaktionen – und es hat trotzdem irgendwie geklappt.

Daher lautet mein Tipp: Sich eine Region aussuchen, wo nicht alle sind und die einen wirklich interessiert. Ersparnisse haben, um die schwierige Anfangszeit zu überstehen (hat bei mir ein Jahr gedauert). Und: crossmedial arbeiten.



2. Ulrich Krökel, freier Korrespondent in Warschau



Ich bin 45 Jahre alt. Bevor ich vor drei Jahren nach Warschau gegangen bin, habe ich als Nachrichtenredakteur bei Regionalzeitungen in Schleswig-Holstein gearbeitet. Der Wechsel nach Polen hat mit meinem Studium der Slawistik und Osteuropäischen Geschichte zu tun. Außerdem habe ich eine neue berufliche Herausforderung gesucht. Ich wollte Reporter und Autor sein, zumal sich

die redaktionelle Arbeit als Blattmacher ein wenig totgelaufen hatte. Meine Hauptabnehmer sind deutschsprachige Regionalzeitungen, das heißt, ich kann zu 100 Prozent von Print / Online leben.

Um erfolgreich zu sein, muss man Energie und Einsatzbereitschaft mitbringen. Ich verstehe mich als Dienstleister der Redaktionen – meine Devise lautet: Immer an den Redakteur denken! Das gelingt mir deshalb so gut, weil ich selber lange als Redakteur bei Regionalzeitungen gearbeitet habe – davon profitiere ich enorm. Außerdem: Selbstbeschränkung auf das Kerngeschäft (bei mir Print). Das ist, denke ich, zumindest in der Anfangsphase wichtig, um sich nicht zu verzetteln.

Meine Rechercheisen, zum Beispiel in die Ukraine und nach Weißrussland, habe ich anfangs aus eigener Tasche finanziert. Nach gut einem Jahr habe ich immer mehr Abnehmer überzeugen können, sich zu beteiligen. Inzwischen sind die Reisekosten komplett abgedeckt.

Ich habe mir von Anfang an vorgenommen, den Korrespondentenjob nur für eine begrenzte Zeit zu machen. Das heißt, ich hege durchaus Pläne, mittelfristig nach Deutschland zurückzukehren. An meinem Berichtsgebiet reizt mich bis heute, dass die Kultur, trotz der geographischen Nähe zu Deutschland, fremd und anders und damit spannend ist. Etwas ganz Spezielles hat Ost(mittel)europa zu bieten, weil dort noch so vieles im Werden ist. Unfertig. Teilweise auch „kaputt“. Ich mag es, wenn es mal nicht so perfekt und glatt ist wie in Deutschland. Meine größten Herausforderungen sind: nicht zu viel zu arbeiten, Auszeiten in den Tagesablauf zu integrieren und auch mal eine Geschichte nicht zu machen. Kurzum: sich ein Privatleben zu bewahren. Klingt vielleicht sonderbar, ist aber so.

Mein Rat an andere Kollegen: Sprachen lernen! Zumindest passiv sollte die Kompetenz da sein, um Medien rezipieren und Menschen verstehen zu können. Außerdem: Wenn möglich, vor dem Wechsel ins Ausland längere Zeit in einer oder besser noch mehreren Redaktionen arbeiten. Und: Realismus bewahren! Das Geschäftsmodell muss stimmen, sonst kann aus einem persönlichen Job-Traum ein wirtschaftlicher Albtraum werden. Doch wer gut vorbereitet und qualifiziert ist, kann als freier Korrespondent durchaus gutes Geld verdienen.

3. Simone Schlindwein, freie Korrespondentin in Kampala

Ich bin 33 Jahre alt. Direkt nach dem Studienabschluss bin ich ins Ausland gegangen, um dort als Freie zu arbeiten. Das war immer mein Traumberuf. Während meines Studiums habe ich zahlreiche Praktika, Sommerschulen und Studienaufenthalte absolviert, viele davon im Ausland (u. a. in New York, Kongo, Russland, Moldau). Ich habe Osteuropastudien und osteuropäische Geschichte studiert – stets mit dem Blick, in Russland oder der ehemaligen Sowjetunion als Journalistin zu arbeiten. Doch nach knapp drei Jahren in Moskau beim „Spiegel“ und als Freie, habe ich mich dann doch ganz anders entschieden.

Ich bin 2008 nach Uganda gekommen und lebe seitdem fest in der Hauptstadt Kampala. Ich decke von hier aus die Region der Großen Seen ab, das heißt auch alle Nachbarländer wie Kongo, Ruanda, Burundi, Süd-Sudan und die Zentralafrikanische Republik. 2004 war ich zum ersten Mal im Kongo. Damals war schon Krieg, aber ich fühlte mich zu jung und nicht imstande Kriegsberichterstattung zu betreiben. Letztlich muss ich aber zugeben, dass mich das Land – also der Ostkongo – von da an stets fasziniert hat und ich immer dorthin zurück wollte.

Ich habe mich entschieden, in Kampala zu leben, weil es dort sehr nett ist. Es ist sicher, billig, direkt am Victoria-See, es gibt wunderschöne Landschaften und noch dazu der Startplatz für die UN-Missionen im Kongo und im Südsudan.

Das heißt, ich kann als Journalistin von Kampala aus mit den UN-Flugzeugen in die Krisengebiete fliegen. Meine Hauptabnehmer sind im Printbereich die taz, da ich für die taz als Pauschalistin arbeite. Gleichzeitig beliefere ich die Wiener Zeitung regelmäßig mit Artikeln und schreibe ab und zu für Magazine wie „Amnesty International Magazin“ oder die Frauenzeitschrift „Missy“.

Mein Erfolgsrezept ist, alle Themen mehrfach zu verwerten. Ich habe mich dazu von Anfang an multimedial aufgestellt. Ich verwerte also alle Themen und Recherchen auch als Radiofeatures und Reportagen. Ich bin Mitglied im „International Media Correspondent Network“, in welchem wir uns als freie Radioreporter zusammengeschlossen haben, um unsere Angebote gesammelt an die Redaktionen zu schicken und uns gegenseitig zu unterstützen und zu vermarkten. Ich habe Glück, in meiner Region tummelt sich kein anderer deutscher Freier, insofern habe ich hier so etwas wie eine Monopolstellung und damit ziemlich regelmäßige Abnehmer – obwohl sich die Medien in Deutschland relativ wenig um Afrika scheren.

Ich bewege mich regional. Denn um von West- nach Ost-Afrika zu fliegen, kostet fast mehr als nach Europa. Deswegen arbeite ich wirklich nur in meiner Region. Viele meiner Reisekosten bleiben gering, weil ich die Infrastruktur der Vereinten Nationen umsonst nutzen kann. Der Grund: Die UN hat das Mandat, Journalisten mit Transport und Logistik zu versorgen. Ansonsten zahlt mir die taz die Reisekosten, was den Löwenanteil der Ausgaben abdeckt und mir finanziell gute Rückendeckung gibt.

Ich lebe schon seit über sieben Jahren im Ausland und finde es nach wie vor spannend. Deshalb kann ich mir nicht vorstellen, mich so schnell wieder in Deutschland wohl zu fühlen. Man denkt in Deutschland in einem ziemlich engen Wahrnehmungshorizont und meckert auf sehr hohem Niveau. Gerade in Afrika habe ich festgestellt, wie miesepetrig Deutsche sind. Das grenzt fast an eine kollektive Depression. Wenn ich in Deutschland Urlaub mache, dann kann ich oft nur den Kopf schütteln über eine Form von Engstirnigkeit und Verbissenheit, die mir fremd ist. Denn wenn man sich mal an die afrikanische Gelassenheit eingelassen hat, dann ist es schwer, sich diese wieder abzugewöhnen. In Afrika passieren Dinge eben, wenn sie passieren... ziemlich oft spontan und ungeplant. Ich mag das sehr. Es ist ein großes Stück Freiheit, keinen Terminkalender zu haben, der mir meinen Tagesablauf diktiert.

Der Reiz meiner Region? Wie erklärt man das jemandem, der stets mit Zentralafrika nur Völkermord, Massenvergewaltigungen, Kindersoldaten, Rebellen, Tod und Elend verbindet? Wie beschreibt man das schönste Fleckchen der Erde, in welchem der Krieg tobt? Wie beschreibt man die Fruchtbarkeit der Landschaft, in welcher der Tod wütet? Wie beschreibt man das Lachen und die Freude der Menschen, wenn es angeblich nur Elend gibt? Viele fragen mich immer, wie ich es da aushalte. Aber man muss es selbst gesehen und gefühlt haben, um zu verstehen, dass es eben auch andere Seiten gibt. Ich garantiere: Wer einmal am Fuß des aktiven kongolesischen Nyaragongo-Vulkans auf den malerischen Kivu-See geblickt und dem Gesang der Fischer gelauscht hat, während die Frauen

am Ufer Wäsche waschen und die Kinder in den Wellen spielen und dann der UN-Kampfhubschrauber im Tiefflug drüber fliegt und einen von einer paradiesischen Traumlandschaft in die Wirklichkeit zurück katapultiert, der versteht was mein Journalistenherz hier so festhält.



Meine tägliche Arbeit war zu Beginn eine einzige gigantische Herausforderung. Anfangen von Kleinigkeiten der Logistik wie Stromversorgung, Internetanschluss und Transportmöglichkeiten – bis hin zu der Frage, wie man halbwegs sicher eine Frontlinie überquert, Kontakte zu den Rebellen aufnimmt oder im Wirrwarr der Gerüchte die Wahrheit der Ereignisse

nachrecherchiert. Doch mit der Zeit wird auch das Alltag und ja, dann gehört es bald zur täglichen Arbeit dazu. Es wird zumindest nie langweilig, weil man jeden Tag mit einer Million Herausforderungen konfrontiert ist. Zu Beginn hatte ich oft schlaflose Nächte, Angstzustände und Panikattacken. Auch das hat nachgelassen.

Ich weiß mittlerweile, dass, wenn mich ein UN-Pilot – mag der Ukrainer auch noch so sturzbetrunkener sein – im gottverlassenen Dschungel absetzt und verspricht, mich da wieder abzuholen, dass er mich auch irgendwann dort aufsammelt, selbst wenn es wegen schlechtem Wetter erst eine Woche später passiert. Ich weiß, dass man tagelang auch ohne Essen auskommen kann. Ich weiß jetzt, dass keine blutrünstigen Monster das Dickicht des Dschungels regieren, sondern dass Rebellen und schwer bewaffnete Kindersoldaten auch nur Menschen sind, mit denen man reden kann. In den vergangenen fünf Jahren meiner Arbeit, vor allem im Ostkongo, hat all das an Schrecken verloren und wurde zu einem faszinierendem Abenteuer, das mir vor Augen geführt hat, dass ich erst mal alle Vorurteile loswerden musste, bevor ich die Lage wirklich verstehe.

Kollegen, die planen, als Freie ins Ausland zu gehen, rate ich: Sucht euch eine Region aus, wo ihr keine Konkurrenz habt. Nur aus einem einzigen Land zu berichten macht sowieso keinen Sinn und wenn dann da auch schon zig andere deutsche Journalisten rumsitzen, findet man keine Abnehmer und keine exklusiven Geschichten. Und: Multimedial zu arbeiten macht immer Sinn – vor allem finanziell.

4. Inna Hartwich, freie Korrespondentin in Moskau / demnächst Peking



Ich bin 33. Nach dem Abitur und einem kurzen Abstecher ins Architekturstudium war ich Langzeitpraktikantin in einem Redaktionsbüro in Stuttgart und schrieb an Wochenenden als Freie für die Stuttgarter Nachrichten. Später studierte ich in Heidelberg, Nizza und St. Petersburg und volontierte im Anschluss beim Mannheimer Morgen – mit der Zwischenstation Brüssel. Genau hier verfestigte sich der

Wunsch, Auslandskorrespondentin werden zu wollen. Der Ort war lange klar: Moskau. Direkt nach dem Volontariat bekam ich das IJP-Stipendium für Russland, war zwei Monate bei der russischen Tageszeitung „Kommersant“ in Moskau – und blieb in der Stadt. Das ist knapp drei Jahre her.

Russland war schon immer im Fokus meines Interesses, wohl auch familiär bedingt. Es ist mir wichtig, so etwas wie eine Vermittlerrolle einzunehmen zwischen Deutschland und Russland. Denn: Oft begegnen mir abenteuerliche Vorurteile und Meinungen gegenüber dem „wilden Osten“.

Durch meine Geschichten aus Moskau und anderen postsowjetischen Ländern versuche ich stets, solche Ansichten ein wenig zurechtzurücken. Ab September wechsle ich den Standort und gehe nach Peking – vor allem der Liebe wegen. China macht aber schon allein durch die extreme Fremde neugierig. Es ist ein neuer, spannender Standort, auf den ich mich sehr freue.

Meine Hauptabnehmer waren bislang Regionalzeitungen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. Als mein „Erfolgsrezept“ würde ich meine Zuverlässigkeit nennen, falls es überhaupt so etwas wie ein „Rezept“ gibt. Auch den Willen, mich in sehr viele, auch mir teils sehr unbekannte Themen einzuarbeiten. Und die Mischung aus aktueller Berichterstattung und längeren Reportagen. Zudem bietet Russland ständig interessanten Stoff, der erklärt, eingebettet, analysiert werden muss.

Wie lange ich noch im Ausland bleiben werde, weiß ich nicht. Einen festen Zeitpunkt, damit aufzuhören, habe ich noch nicht. Ich sehe meine Aufgabe vor allem darin, einen kleinen Einblick zu geben in das Leben der Menschen im Land – egal ob in Russland oder China. Das finde ich immer noch sehr reizvoll, deshalb gibt es bislang noch keinen Grund, nach Deutschland zurückzugehen.

Außerdem finde ich es toll, mit zwei Sprachen zu arbeiten – also im Land mit Russisch oder Chinesisch unterwegs zu sein und dann auf Deutsch darüber zu schreiben.

Wenn es um meine Arbeit geht, empfinde ich es als größte Herausforderung, Themen, die ich selbst für wichtig erachte, täglich der Redaktion näher zu bringen. Manchmal ist es frustrierend, auf das erhoffte Interesse womöglich nicht gestoßen zu sein, aber das gilt es zu überwinden und sich selbst für die Arbeit weiter zu motivieren.

Anderen Kollegen würde ich mit auf den Weg geben: Sie müssen für ihr Thema brennen. Sie müssen überzeugt sein von dem, was sie machen wollen. Außerdem: Kontakte knüpfen, schon bevor man ins Ausland geht und diese Kontakte sorgfältig pflegen. Auf die Wünsche seiner Kunden eingehen... auch wenn das bedeutet, die Kunden von diesen Wünschen behutsam abzubringen. Die Sprache des Landes zu sprechen schadet auch nicht. Sie macht vieles einfacher – vor allem für einen selbst. Und: Sich selber organisieren und mit sich selbst beschäftigen zu können, ist auch nicht verkehrt.

5. Veronika Wengert, ehemals freie Korrespondentin in Zagreb

Ich bin 39 Jahre alt. Mein erster Job nach dem Studium führte mich direkt nach Moskau. Ich hatte einen Vertrag mit dem Institut für Auslandsbeziehungen in der Tasche, der mir zwei Jahre als „Medienassistentin“ (eine Art „Jungredakteurin“) bei der „Moskauer Deutschen Zeitung“ zusicherte. Damals war ich 27 Jahre alt, hatte Südslawistik, Russistik und Journalistik studiert und bereits erste Erfahrungen in Russland gesammelt. Zudem habe ich drei Semester in Zagreb studiert und dort meine Magisterarbeit verfasst.

Nach fast vier Jahren in Moskau suchte ich nach neuen Herausforderungen – ich bin kein Wintermensch und dauerhaft in Russland war mir dann doch zu kalt. Aber: Nach Deutschland wollte ich auch (noch) nicht zurück. Also schaute ich mich nach Jobmöglichkeiten in Zagreb um, wo ich Familie habe und die Sprache spreche. Überhaupt hat es mich schon immer in diese Region gezogen.

Zunächst hatte ich die Jobzusage von einer deutschen Stiftung. Aber nachdem das Stiftungsprojekt nach einem halben Jahr nicht fortgeführt wurde, musste ich mir etwas Neues suchen. Ich wollte also in Zagreb bleiben, weil ich mich gerade eingelebt hatte. Und dann habe ich angefangen, journalistisch zu arbeiten und mir Abnehmer gesucht, für die ich hauptsächlich tätig wurde. Mein Einkommen bestritt ich zu 35 Prozent aus Newsletter / Agenturen, 20 Prozent Producer-Jobs, zehn Prozent Buchprojekte, zehn Prozent Übersetzungen und je-

weils fünf Prozent Zeitungen, Fachzeitschriften, Presseschauen, Radio und Länderanalysen. Ich habe hauptsächlich für den Printbereich gearbeitet, aber auch mehrere Reiseführer und andere Buchprojekte gestemmt.

Selbst am Strand habe ich Meldungen geschrieben und wenn ich mal Urlaub gemacht habe (in Kroatien oder in der Region), hatte ich Handy und Laptop immer dabei. Richtig abschalten konnte ich eigentlich nie, musste immer schauen, wo das nächste Internetcafé war oder einen Internet-Stick zur Hand haben. Mit dem Smartphone ist vieles einfacher geworden, zumindest kann man sofort auf potenzielle Aufträge reagieren – auch wenn man nicht am heimischen Computer sitzt.

Mein Erfolgsrezept war eine gesunde Mischkalkulation: Tätigkeiten, die zwar finanziell nicht viel einbringen, dafür jedoch „Ruhm und Ehre“. Das ist wichtig, damit der eigene Name im Internet auftaucht und man überhaupt als Experte vor Ort wahrgenommen wird. Dazu gehören Zeitungsartikel, die oft noch Jahre später online abrufbar sind. Aufträge, die finanziell wenig lukrativ sind, müssen sich mit Tätigkeiten abwechseln, die sich finanziell lohnen. Hier ist oft der Nachteil, dass solche Jobs nicht viel Bekanntheit einbringen, da der eigene Name überhaupt nicht auftaucht. Dazu gehört die Arbeit für Nachrichtenagenturen, Wirtschaftsdienste, für (deutsche) TV-Sender, Presseschauen oder eben auch als Übersetzer.

Faire Honorare gibt es meistens bei Fachzeitschriften – auch hier wird der eigene Name jedoch nicht weitläufig bekannt, sondern spricht sich nur in Fachkreisen herum. Mein Vorteil

war, dass ich eine Art „Allrounder“ war – also Print, TV, Radio, Online, Presseschauen, Länderanalysen, Buchartikel / eigene Reiseführer, aber auch Übersetzen gemacht habe. Von jedem ein bisschen – und unter dem Strich hat dann die Monatsabrechnung gestimmt. Und natürlich war ich gut vernetzt, dank des Osteuropa-Netzwerks n-ost habe ich viele Kollegen kennen gelernt. Zudem haben sich auch einige lukrative und spannende Aufträge ergeben. Das war gerade am Anfang sehr viel wert!



Die größte Herausforderung war die „Bloß-Nicht-Antworten“-Kultur vieler deutscher Redaktionen, vor allem im Tageszeitungsbereich. Da war ich als Freelancer motiviert, schickte Themen und Vorschläge oder gar spannende Texte und was passierte? Nichts. Keine Antwort. Da macht Kundenakquise nicht gerade Spaß. Eine höfliche Email-Absage scheint bei den meisten Redaktionen leider nicht drin zu sein. Da musste ich

mich schon per Telefon dahinter klemmen und die Redaktionen überzeugen. Für frisch gebackene Freelancer ist das wirklich eine Herausforderung!

Bei Verlagen und Zeitschriften herrscht hingegen eine ganz andere Kultur, längere Lieferfristen (was in der Natur der Sache liegt) und irgendwie ein wenig hektischer Umgang mit den Freien... das macht Laune!

Nach fast sechs Jahren am Stück, die ich in Zagreb verbracht habe, bin ich wieder nach Deutschland (München) zurückgegangen. Und nach meiner Rückkehr wurde ich ziemlich schnell schwanger – unser Sohn ist inzwischen eineinhalb. Ich habe viele meiner ehemaligen Auftraggeber behalten, arbeite jedoch weniger, da unser Sohn nur halbtags in der Kita ist. Oft arbeite ich am Abend und in der Nacht. Ich plane zudem mittel- und langfristig, wenn ich eine Geschichte recherchiere und logistisch ist es entsprechend aufwändiger.

Im Großen und Ganzen bin ich jedoch Südosteuropa und Osteuropa treu geblieben. Weggefallen sind tagesaktuelle Jobs. Ich mache momentan nur mittelfristige Projekte wie Reiseführer, Buchartikel und Übersetzungen. Ich mache also alles, was man irgendwie planen kann. Die Recherche im Ausland lege ich dann mit einem Urlaub zusammen. Mein Mann übernimmt die Betreuung für unseren Sohn, wenn ich ein Interview oder einen Termin habe – oder der Nachwuchs kommt mit zur Recherche in Kirchen und Museen. Zudem betreibe ich mit meinem Mann einen Freelancer-Blog (www.freelancer-blog.eu), der Freiberuflern und Selbstständigen Tipps aus der Praxis liefern soll. Und: Ich plane irgendwann mal einen Roman und belege derzeit einige Schreibkurse dazu. Ob ich die Zeit irgendwann finde, werden wir sehen. Über Langeweile kann ich mich jedenfalls nicht beklagen.

Anderen Kollegen würde ich raten: Optimal wäre es, bereits einige Auftraggeber zu haben, also Redaktionen, für die man bereits tätig war. Ansonsten kann es gerade am Anfang schwierig werden vom Ausland aus überhaupt einen Fuß in die

Redaktionen zu bekommen. Hat man den Fuß einmal drin, klappt das ganz gut: Die Redaktionen rufen an, wollen Themen – leider meist am Sonntag oder im Sommer, wenn Saure-Gurken-Zeit herrscht. Wenn man sich auf „3.000 Zeichen bis heute, 15 Uhr“ einlässt, hat man als freier Journalist jedenfalls sehr gute Chancen, seine Artikel zu platzieren. Das alles bezieht sich jedoch eher auf den Zeitungsbereich.

Ich würde außerdem jedem Freelancer den Tipp geben, sich mehrere Standbeine zuzulegen. Das muss nicht nur der Journalismus sein – ich habe zum Beispiel in Zagreb angefangen, als Übersetzerin zu arbeiten. Denn dank der globalen Portale und internationalen Agenturen ist es egal, wo man seinen Sitz hat. Wer flexibel ist, kann auch als Producer gut unterkommen und vor allem dadurch viel Reisen. Wirtschaftsagenturen mit B2B-Nachrichten sind eine Alternative, die man im Auge behalten sollte. Und natürlich Journalisten-Netzwerke wie „n-ost“ oder „weltreporter.net“. Oft ergeben sich hier Anfangskontakte zu Redaktionen und potenziellen Auftraggebern. Solche Vereinigungen sind Gold wert! Zudem kann man sich prima vernetzen. Das ist wichtig, denn vor allem die Kollegen aus der Region können einem weiterhelfen mit Adressen, Tipps und vielleicht auch mal dem einen oder anderen Auftrag.

Wichtig ist auch eine eigene Website! Schließlich will man ja im Internet gefunden werden! Und der letzte Tipp: Man sollte die Landessprache zumindest rudimentär können, da sonst in der Kommunikation viele Zwischentöne verloren gehen... natürlich lässt sich vieles auch mit Dolmetscher machen, aber es ist eben nicht das Gleiche.

6. Norbert Rüttsche, ehemals freier Korrespondent in Sarajevo

Ich bin 39 Jahre alt. Seit 1994 reiste ich regelmäßig in Länder des ehemaligen Jugoslawiens, nach Albanien, nach Russland und in die Ukraine. Von 2005 bis 2010 arbeitete ich als freier Journalist in Sarajevo. Warum ich mir gerade die Hauptstadt von Bosnien und Herzegowina als Standort ausgesucht habe? Meine Frau hatte sich erfolgreich für einen Job bei einer internationalen Organisation in Sarajevo beworben, und ich hatte den Wunsch, einen Korrespondentenposten in Südosteuropa aufzubauen. Uns beide verbindet eine enge Beziehung zum westlichen Balkan – die Entscheidung für Sarajevo fiel uns beiden daher leicht.

Beruflich war das ein interessanter Zeitpunkt, um als Journalist nach Sarajevo zu gehen, weil unterschiedliche Zeitungen aus dem deutschsprachigen Raum ihre festen Korrespondenten aus dem Westbalkan abgezogen hatten. Das war die Chance für mich als Freischaffender, vor allem auch für mittelgroße Zeitungen tätig zu werden. Denn obwohl der Westbalkan nicht mehr im Fokus der Weltpolitik stand, war die Region zu dieser Zeit für deutschsprachige Medien noch immer interessant.

Das hatte unterschiedliche Gründe: Einerseits ging es um eine Region nach einem Krieg und damit mitten im Umbruch in un-mittelbarer Nachbarschaft zu Westeuropa. Andererseits waren Deutschland, die Schweiz und Österreich im Laufe der letzten Jahrzehnte für hundertausende Menschen aus dem ehema-

ligen Jugoslawien zur neuen Heimat geworden – es gibt also enge persönliche Beziehungen. Außerdem zeichnete sich die Unabhängigkeit des Kosovos als großes Thema ab. Insgesamt musste ich flexibel sein, was die Themen und die Abnehmerschaft betrifft – und selbstverständlich deckte ich die gesamte Region ab.

Meine Hauptabnehmer waren Printmedien. Dazu kamen noch Aufträge, bei denen ich mein Wissen und Netzwerk als Journalist direkt anwenden konnte, die Endprodukte aber keine klassischen Printartikel waren. Dabei ging es zum Beispiel um Aufträge der Bundeszentrale für politische Bildung, des Instituts für Auslandsbeziehungen, die Organisation von zwei Journalistenreisen oder die Beratung für das Schweizer Fernsehen. Für Radiostationen gab ich zudem immer wieder Telefon-Interviews, bei denen ich als Experte zu gewissen Themen befragt wurde. Bezüglich Einnahmen ergab sich ungefähr folgendes Bild: zwei Drittel klassischer Printjournalismus und ein Drittel andere Aufträge.

Mein „Erfolgsrezept“ war wohl, dass ich eine Handvoll Hauptabnehmer hegte und pflegte und sie immer prioritär behandelte. Hilfreich waren auch klare Absprechen, wie es mit Exklusivität, Mehrfachverwertungen, zeitlicher Verfügbarkeit, Honoraren und Spesen aussieht. Letztlich geht es, neben einer guten professionellen Leistung, auch um Transparenz und Vertrauen. Um wirtschaftlich arbeiten zu können, ist Mehrfach-Verwertung essentiell.

Es half mir natürlich sehr, dass ich meine Artikel sowohl in Deutschland als auch in der Schweiz und Österreich verkaufen konnte – an Zeitungen, die nicht direkt miteinander in Konkurrenz stehen. Bei der Mehrfach-Verwertung setzte ich mir allerdings in Hinblick auf die Bezahlung Untergrenzen: Wer nicht anständig zahlt, wird nicht mehr bedient – auch wenn ich dadurch kurzfristig etwas Geld verliere. Sonst gehen die Preise kaputt.

Ein weiterer wichtiger Absatzmarkt sind Fachzeitschriften für ein sehr spezifisches Publikum. Es gibt unendlich viele davon, die kaum bekannt sind und manchmal in Journalistenkreisen eher belächelt werden. Ich machte zum Beispiel sehr gute Geschäfte mit Jagd-Zeitschriften, als in Deutschland das Bärenfieber ausgebrochen war. Geschichten über Braunbären in Bosnien (mit geringstem Aufwand geschrieben) gingen weg wie warme Semmeln. Und: Fachzeitschriften zahlen häufig sehr gut. Thematisch passende Geschichten aus dem Ausland sind für sie oft sehr attraktiv.

Außerdem war ich bereit – wie bereits angedeutet – auch mal nicht 100-prozentig journalistische Aufträge anzunehmen, denn gerade solche Jobs sind meistens gut bezahlt. Reine Werbe- oder PR-Geschichten für Firmen hätte ich allerdings nicht gemacht. Hier ist Fingerspitzengefühl wichtig. Wieweit kann ich gehen, wann ist meine Glaubwürdigkeit oder Professionalität in Gefahr?

Ich glaube, am Ende geht es darum, offen zu sein und sich nicht zu schade sein für eine breite Palette von Aufträge –

auch wenn es nicht die GEO- oder Spiegel- Reportage ist. Und: Man muss Absprachen und klare Vereinbarungen mit den Auftraggebern und Abnehmern treffen.

Meine Reisen habe ich zu Beginn oft selber finanziert. Mit der Zeit, übernahmen meine Hauptabnehmer meine Reisekosten und auch Spesen. Dank der Mehrfachverwertung konnten ich die Kosten dann auf mehrere Redaktionen verteilen.



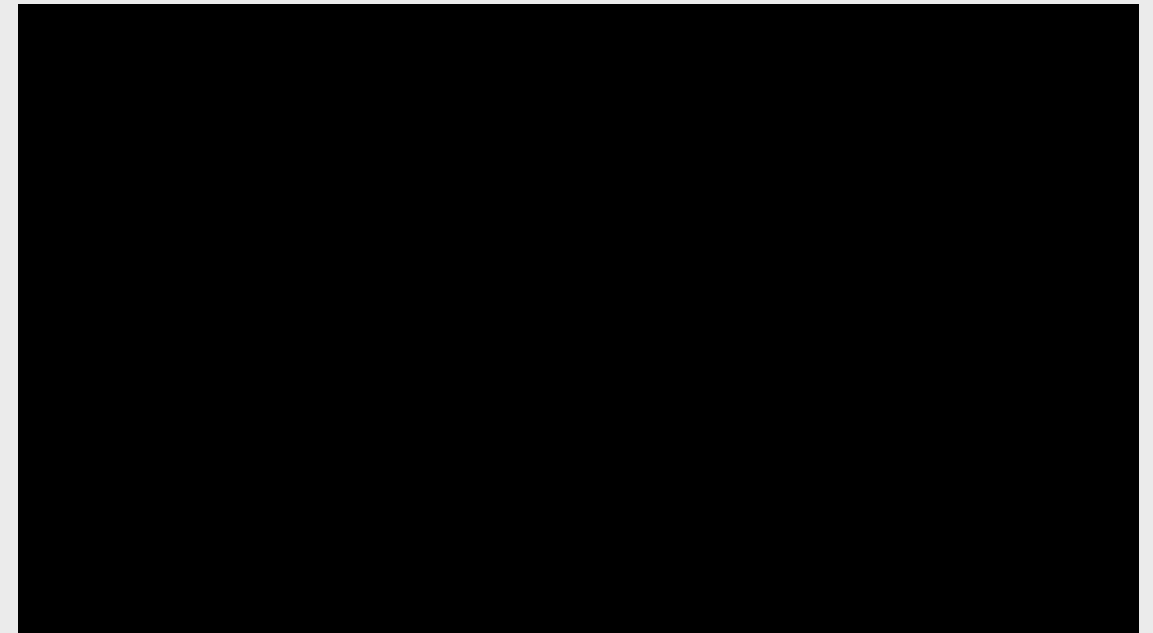
Nach knapp fünf Jahren in Sarajevo wechselte ich im Frühjahr 2010 nach Pristina, wo ich seitdem als „Berater für menschliche Sicherheit“ an der Schweizerischen Botschaft tätig bin. Ich war zwar immer sehr zufrieden im Journalismus, spürte aber auch den Wunsch nach Veränderung.

Die Arbeit beim Schweizerischen Außenministerium hatte für mich als Option schon einige Zeit im Raum gestanden. Als sich schließlich eine Gelegenheit bot, entschied ich mich recht spontan zu einer Bewerbung – und es hat geklappt. Eine Rolle bei meiner Entscheidung hat sicher auch die immer schwieriger werdende Situation auf dem Printmarkt gespielt.

Gut ist, dass ich bei meiner jetzigen Aufgabe meine Kenntnisse über die Region und auch meine Kontakte aus der Zeit als Journalist weiterhin nutzen kann. Der Westbalkan übt nach wie vor eine große Anziehungskraft auf mich aus. Immer noch bin ich fasziniert von der Vielfalt der Länder, Volksgruppen, Religionen, Ansichten, Sprachen, Traditionen und Landschaften auf sehr kleinem Raum. Die größte Herausforderung in meinem heutigen Job als Berater für menschliche Sicherheit ist es, immer wieder Überzeugungsarbeit zu leisten und zu zeigen, wie wichtig zivile Friedenspolitik für den westlichen Balkan ist. Und: Dass das Zeit braucht.

Anderen Kolleginnen und Kollegen, die als Freischaffende ins Ausland gehen wollen, würde ich empfehlen, die Situation im jeweiligen „Medienmarkt“ gut zu studieren und bereit zu sein, am Anfang auch einmal in „Vorleistung“ zu gehen. Ohne dass die Zeitungen oder Zeitschriften ein paar gute Geschichten bekommen, können sie auch nicht auf die neue Korrespondentin oder den neuen Korrespondenten aufmerksam werden.

FILM 11.1 Der Filmregisseur Srdjan Vuletic spricht darüber, welche Rolle das Sarajevo Film Festival (SFF) gespielt hat, um den Bosnien-Krieg Anfang der 90er Jahre zu überleben.



Um Norbert Rütsches Faszination für Sarajevo nachzuempfinden, muss man mit dem passionierten Filmmacher Srdjan Vuletic sprechen... mehr Infos und Audio-Interview: <http://www.pauline-tillmann.de/2012/12/passion-hat-ein-en-namen-srdjan-vuletic/>.

Schlusswort

Damit bin ich am Ende meines ersten iPad-Buches angelangt. Ich gebe offen zu: Es ist ein Experiment. Ich war mir nicht sicher, ob sich die ganze Mühe lohnt... schließlich habe mich doch darauf eingelassen, weil ich anderen freien Kollegen Mut machen will. Ich weiß noch, wie mühsam es war, sich alle Informationen einzeln zusammenzusuchen. Dieses Handbuch wird das nicht ersetzen könne – jeder muss selber Erfahrungen sammeln und seinen eigenen Weg finden. Aber vielleicht macht es doch manches leichter.

Zum Schluss rufe ich euch zu: Habt weniger Angst und mehr Mut!

Mut, Fehler zu machen. Mut, auch einmal zu scheitern. Mir scheint, in Deutschland scheuen wir Risiken wie der Teufel das Weihwasser. Die sichere Bank – am besten eine Festanstellung – ist das, womit sich die meisten von uns Journalisten am wohlsten fühlen (würden). Dabei hat schon Herbert Grönemeyer treffend festgestellt: Stillstand ist der Tod. Das heißt: Wir dürfen nicht stehen bleiben! Wir müssen uns bewegen!

Ich glaube, in Hinblick auf Zeitungen und Zeitschriften gilt: Die Besten setzen sich durch. Und das trifft wohl auch auf uns Journalisten zu. Die fetten Jahre sind vorbei. Jetzt gilt es nach vorne zu schauen und sich auf das Positive zu konzentrieren. Das Positive ist, dass die Medien immer mehr miteinander verschmelzen, was unsere tägliche Arbeit noch spannender macht. Das Positive ist, dass guter Journalismus in unruhigen Zeiten noch wichtiger wird, weil die User immer mehr nach Hintergrundinformationen, nach Einordnung, Analyse und Meinung verlangen. Die Welt wird immer komplexer, deshalb braucht es gute Journalisten.

Diese Zeit ist eine Pionierzeit – ich finde, für freie Auslandskorrespondenten könnte die Zeit kaum besser sein.

Die Autorin

Pauline Tillmann ist freie Auslandskorrespondentin in St. Petersburg (Russland). Wenn sie nicht gerade als Reporterin oder Autorin im Einsatz ist, referiert und trainiert sie zu den Themen Radiojournalismus und Freiarbeiten im Ausland.



Kontakt

© Pauline Tillmann. Alle Rechte vorbehalten.

1. Auflage, Stand: 30.07.2013

Mehr Infos unter: www.pauline-tillmann.de

Und: www.paulines-podcast.de

Email gerne an: info@pauline-tillmann.de